



Kluge Köpfe frische Ideen

Die VolkswagenStiftung
setzt auf die Innovationskraft
der Wissenschaft



VolkswagenStiftung



Inhalt

- 3** **Ideen sind das Kapital der Zukunft**
Wilhelm Krull
- 4** **Freiheit für die Ideen junger Forscher**
Die Unterstützung exzellenter Wissenschaftler: ein Streifzug durch die „personenbezogene Förderung“ der VolkswagenStiftung
Marcus Beiner
- 6** **„In Deutschland tut sich offenbar etwas ...“**
Interview mit Professorin Dr. Laura Baudis, Astrophysikerin und Lichtenberg-Professorin an der RWTH Aachen
Heiko Schwarzburger
- 9** **Mehr Mut zum Risiko**
Die neue Förderinitiative „Pro Geisteswissenschaften“
- 10** **Ein Plädoyer für die Kleinen**
Die EU-Osterweiterung im Blick: Nachwuchsforscher Dr. Christian Prunitsch über die Bedeutung der „kleinen Fächer“
Mareike Knoke
- 12** **„Ein Sprungbrett besonderer Art“**
Erst leitete er eine Nachwuchsgruppe, dann das Institut: die Karriere des Neurowissenschaftlers Professor Christian Büchel als Paradebeispiel für alternative Qualifizierungswege
Beate Grübler
- 15** **Frischer Wind an der LMU München**
Professor Thomas Carell mag den Strukturwandel: Als Chemiker baut er kleine Moleküle um, als Hochschullehrer nimmt er sich Institutionen vor
Beate Grübler
- 18** **„Die ganze Stadt ist praktisch Campus ...“**
Die Universität Tübingen als wichtige Keimzelle für wissenschaftliche Exzellenz
Mareike Knoke
- 22** **Auf dem Weg nach ganz oben**
Die Universität Konstanz nutzt das Förderportfolio der VolkswagenStiftung und setzt Akzente
Dorothee Menhart
- 25** **Großbaustelle Berlin**
Die VolkswagenStiftung unterstützt die Berliner Hochschulen bei ihrer Suche nach neuen Zukunftsfeldern
Heiko Schwarzburger
- 31** **Hochschule der Zukunft**
Wegweisende Angebote für einen Wissenschaftsstandort Deutschland, der internationalen Maßstäben genügt
Christian Jung
- 35** **Ein Netzwerk für die Sicherheit Europas**
Neue Ideen für eine gemeinsame Außen- und Sicherheitspolitik: eine Initiative dreier großer europäischer Stiftungen
Frank van Bebber
- 38** **Zuwanderung als Chance sehen**
Mit ihren „Studiengruppen zu Migration und Integration“ fördert die VolkswagenStiftung auch den Integrationsprozess
Katharina Kramer

Ideen sind das Kapital der Zukunft

Die USA scheinen ein Paradies zu sein für junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die zügig Karriere machen wollen. 15.000 deutsche Akademiker arbeiten dort derzeit an Hochschulen oder im hochschulnahen Bereich, so das German Academic International Network (GAIN). Unter ihnen befinden sich nach Informationen der German Scholars Organization (GSO) mindestens 6000 hoch qualifizierte junge deutsche Forscherinnen und Forscher. Die beiden Organisationen – Letztere wird auch von der VolkswagenStiftung unterstützt – wollen die Abgewanderten zur Rückkehr bewegen. Doch jene finden in den USA Bedingungen vor, die ihnen deutsche Universitäten meist immer noch nicht bieten: attraktive Gehälter, personenbezogene Förderung, klare Karriereperspektiven plus Angebote für den Lebenspartner und mehr. Aussichten, die selbstredend auch den deutschen wissenschaftlichen Nachwuchs verzaubern.

Doch es geht auch in Deutschland anders. „Die von der VolkswagenStiftung eingerichtete ‚Nachwuchsgruppe‘ war mein Sprungbrett“, sagt beispielsweise der Neurowissenschaftler Professor Dr. Christian Büchel vom Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf. Auch er hätte sich wohl für einen Weggang nach England entschieden, wenn sich ihm hier zu Lande nicht diese Karriereoption geboten hätte. Ein klares, ein positives Votum, das Büchel gefällt hat – gerade auch für den hiesigen Wissenschaftsstandort. Oder Professorin Dr. Laura Baudis, Astrophysikerin und seit mehr als vier Jahren überaus erfolgreich in den Vereinigten Staaten tätig: Sie wird jetzt von einer Lichtenberg-Professur – ein weiteres „personenbezogenes Förderinstrument“ der VolkswagenStiftung – profitieren. Ein Motiv nach Deutschland zu kommen, so erzählt sie in diesem Heft, sei auch gewesen, dass die RWTH Aachen signalisiert habe, ihrem Mann ebenfalls eine adäquate Stelle anzubieten.

Mit ihrer personenbezogenen Förderung hat die VolkswagenStiftung schon früh versucht, nicht nur exzellente Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler über alle Wissensgebiete hinweg zu fördern, sondern zugleich jene Strukturen an den Hochschulen aufzubrechen, die innovative Köpfe hindern, ihr ganzes Können zu ent-

falten. Dabei hat die Stiftung immer darauf geachtet, dass insbesondere Rückkehrwilligen aus dem Ausland attraktive Optionen geboten werden. Viele Anstöße in die hiesige Wissenschaftslandschaft fallen denn inzwischen auch auf fruchtbaren Boden: So bieten erste Universitäten mittlerweile Modelle für eine deutsche Form des „Tenure track“ an – eben so, wie es die VolkswagenStiftung von den Hochschulen im Kontext einer erfolgreichen Bewerbung um eine Lichtenberg-Professur erwartet.

Mit diesem Heft möchten wir Ihnen in erster Linie die personenbezogenen Förderinitiativen vorstellen, mit denen sich die Stiftung in der Wissenschaftslandschaft aktuell positioniert beziehungsweise in der jüngeren Vergangenheit verankert hat – in erster Linie die Nachwuchsgruppen an Universitäten und die Lichtenberg-Professuren, beispielsweise aber auch die Diltthey-Fellowships in der Initiative „Pro Geisteswissenschaften“. Doch letztlich stehen in *jeder* Förderinitiative immer exzellente Forscher und Lehrende im Mittelpunkt; schließlich kann ein Vorhaben nur so gut sein wie die Personen, die es tragen. Und so entsteht in der Gesamtschau der nachfolgend Porträtierten ein Bild, das das Engagement der größten privaten wissenschaftsfördernden Einrichtung hier zu Lande kenntlich macht. Mit ihnen und anderen will die Stiftung dafür sorgen, dass der Wissenschaftsstandort Deutschland wieder mehr Verlockung ausstrahlt, gerade auch ins Ausland. Insofern können alle skizzierten Bemühungen nur eine Momentaufnahme darstellen, die stets – auch uns – zu weiterem Engagement anspornt.

*Dr. Wilhelm Krull,
Generalsekretär der
VolkswagenStiftung*





Freiheit für die Ideen junger Forscher

Die Unterstützung exzellenter Wissenschaftler: ein Streifzug durch die „personenbezogene Förderung“ der VolkswagenStiftung

Auf die Personen kommt es an! Diesem Credo fühlen sich in den Zeiten der Wissensgesellschaft nicht nur mehr und mehr Unternehmen verpflichtet. Auch dort, wo die Wurzeln des Wissens liegen, in der Wissenschaft, setzt sich diese Erkenntnis durch. Die VolkswagenStiftung hilft dabei auf vielfältige Weise – und das seit Jahren. Unter dem Stichwort „personenbezogene Förderung“ bietet sie Unterstützungsmöglichkeiten für wissenschaftliche Vorhaben in einem breiten Disziplinspektrum. Die Projekte, die hier gefördert werden, sind vor allem durch eines definiert: durch die Wissenschaftler, die sich mit ihrem Potenzial, ihren Erfahrungen, ihrem Wissen einbringen – und mit ihren Ideen. Kreativität, das Gespür für das Neue, das Unentdeckte, die Neugier, die die Wissenschaft stets ein Stück weiter bringt: All das verbindet sich mit Menschen, die sich der Forschung verschrieben haben.

Es sind vor allem die jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die dabei der Unterstützung bedürfen. Hat sich nicht herumgesprochen, dass grundlegende wissenschaftliche Ideen und Entdeckungen zumeist in jungen Jahren gemacht werden, auch wenn der gebührende Ruhm sich nur mit Zeitverzug einstellt? Zugleich stehen viel versprechende Nachwuchsforscher biografisch vor einer prekären Situation: Nach

der Promotion sind die Stellen dünner gesät, und gerade wer zu neuen Ufern aufbricht und etablierte Pfade der Forschung verlassen möchte, riskiert nicht selten, dass arrivierte Kollegen ihre Unterstützung entziehen. Auch im Wissenschaftsbetrieb werden echte Innovatoren nicht immer mit offenen Armen empfangen. Was der exzellente Nachwuchs in der Wissenschaft darum benötigt, ist zweierlei: die Freiheit, eigene Ideen zu verfolgen, und eine Ausstattung, mit der die Realisierung dieser Ideen möglich wird.

Beides erhält, wer sich bei der VolkswagenStiftung erfolgreich auf eine **Lichtenberg-Professur** bewirbt. Dabei geht es um Fachgebiete, die sich erst im Prozess des Entstehens befinden, jedenfalls noch nicht als etabliert gelten, denen aber ein Potenzial für die künftige Forschung zugetraut wird. Vor allem aber geht es um junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Sie können ihre eigene Stelle als Juniorprofessor oder die erste reguläre Professur und eine gediegene Ausstattung inklusive Mitarbeiterstellen beantragen. Auch international ausgewiesene Professoren können sich bewerben – wenn sie aus dem Ausland nach Deutschland kommen wollen und sich ihre künftige Universität zur Hälfte an den Kosten beteiligt. Entscheidend für die Beurteilung der Anträge sind das Inno-

ventionspotenzial des vorgeschlagenen Fachgebiets und die Einpassung der geplanten Forschung in das wissenschaftliche Umfeld der vorgesehenen Universität. Denn hervorragende Wissenschaftler – einige davon finden Sie in diesem Heft vorgestellt – entfalten sich erst dort zur Gänze, wo sie auf erstklassige Bedingungen und hochkarätige Kollegen treffen. Für die jungen Antragsteller ist der wichtigste Pluspunkt einer Lichtenberg-Professur zweifellos, dass sie mit einer „Tenure track“-Option nach angelsächsischem Vorbild verbunden ist. Denn die Stiftung verpflichtet die Universitäten, die in den Genuss der bis zu achtjährigen Förderung kommen, die Inhaber einer Lichtenberg-Professur auf eine etatisierte Professur zu übernehmen – vorausgesetzt, die nach den ersten vier Förderjahren angesetzte Evaluation verläuft positiv. Denn vor der Dauerstelle als Professor steht eine Leistungsprüfung nach internationalen Maßstäben. Gute Leute stellen sich dem gern.

Das gilt auch für die erfolgreichen Bewerber um **Dilthey-Fellowships** – ein Angebot im Rahmen der Förderinitiative „Pro Geisteswissenschaften“. Angesprochen sind hier jüngere Geisteswissenschaftler, die sich nach der Promotion mit einer Forschungsfrage befassen möchten, für die ein langer Atem nötig ist. Für aufwändige Archivaufenthalte, das Lernen von Sprachen und das Einarbeiten in komplexe Themenfelder reichen zwei- oder dreijährige Projekte oft nicht aus. Daher weicht die Stiftung bei den Dilthey-Fellowships auch von den üblichen Förderzeiträumen ab und bietet Geisteswissenschaftlern das, woran es ihnen im Wissenschaftsbetrieb oft fehlt: Zeit! Zeit zu forschen haben die Begünstigten zunächst fünf Jahre, nach einer positiven Evaluation noch einmal bis zu weitere fünf Jahre. Und wer sich als etablierter Geisteswissenschaftler an ein „opus magnum“ wagen möchte, kann darüber hinaus in der gleichnamigen Programmkomponente – ebenfalls Teil der Initiative „Pro Geisteswissenschaften“ – zusätzliche Freisemester beantragen.

Die Förderung junger Wissenschaftler – und damit die Unterstützung neuer Ideen und Herangehensweisen – hat bei der Stiftung eine gute Tradition: Für ein Team aus zwei Postdoktoranden aus unterschiedlichen Disziplinen, die sich einer fachübergreifenden Fragestellung widmen wollen, war die Stiftung mit ihrem **Tandem-Programm** der richtige Ansprechpartner. In vier Ausschreibungsrunden – die letzte im August 2005 – ging es um Projekte, die Brückenschläge zwischen den Fachgebieten wagen, für die es keine oder nur wenige Vorbilder gibt.

Eine Herausforderung insbesondere für Wissenschaftler, die sich mit der Promotion just die ersten Lorbeeren im eigenen Fach verdient haben. Auch im Programm zur **Nachwuchsförderung in der fächerübergreifenden Umweltforschung** stand der interdisziplinäre Austausch im Mittelpunkt – mangelt es doch nach wie vor an Umweltexperten, die natur- und sozialwissenschaftliche Methoden kontextbezogen integrieren können. Mit der Kombination von Postdoktoranden-Förderung und interdisziplinärer Kooperation waren die beiden Angebote einzigartig in der Förderlandschaft.

Das war zu ihrer Zeit auch die Förderinitiative **Nachwuchsgruppen an Universitäten**, die die Stiftung von 1996 bis 2003 angeboten hat. Schon bei diesem Programm ging es um die Freiheit, das Neue wagen zu können, und die Aussicht, auch bei wissenschaftlich riskanten Vorhaben Unterstützung zu erhalten. 65 Nachwuchsgruppenleiterinnen und -leiter – auch einigen von ihnen begegnet man in diesem Heft – haben inzwischen mit Hilfe der Stiftung den Weg zur Professur einschlagen können. Die frühe Selbstständigkeit des wissenschaftlichen Nachwuchses war ein seinerzeit noch provokantes Stichwort. Dabei ging es um die Wahl des Themenfeldes und die Auswahl geeigneter Methoden ebenso wie um die eigenverantwortliche Leitung eines Forscherteams inklusive Drittmittelverwaltung und Personalauswahl. Die Nachwuchsgruppen-Initiative gilt in der deutschen Universitätslandschaft als Vorbild für diverse Förderangebote. Von der Juniorprofessur über das Emmy-Noether-Programm der Deutschen Forschungsgemeinschaft bis hin zu Stiftungsprofessuren neuer Art: Überall stand sie Pate. Freiheit für die Ideen junger Wissenschaftler – diese Devise der VolkswagenStiftung findet heute breite Unterstützung.

Auf die Personen kommt es an! Für die Forschungsförderung bedeutet dieses Credo auch, sich ein Bild von den Persönlichkeiten zu machen, die die Wissenschaft mit ihren Ideen voranbringen wollen und sollen. Wer sich im Ringen um die besten Ansätze in der Diskussion mit Gutachtern als wissenschaftlich ebenbürtiger Partner bewährt, der ist schon dabei, sich seinen Platz in der Forschung zu erobern. Die Erfahrung aus diesen Runden lehrt: Jene Exzellenz, auf die es in der Wissenschaft ankommt, die gibt es – im In- wie im Ausland. Förderoptionen für die Besten, die gibt es auch. Und dafür, dass beides zusammenkommt, steht die VolkswagenStiftung.

Marcus Beiner

„In Deutschland tut sich offenbar etwas ...“

Interview mit Professorin Dr. Laura Baudis, Astrophysikerin und Lichtenberg-Professorin an der RWTH Aachen, zurzeit University of Florida



Prof. Dr. Laura Baudis wird als Lichtenberg-Professorin an die RWTH Aachen gehen.

Professorin Dr. Laura Baudis (35) ist Astrophysikerin und seit mehr als vier Jahren in den Vereinigten Staaten tätig. Nach drei Jahren als Postdoc an der Stanford University kam sie Anfang 2004 als Assistant Professor an die University of Florida in Gainesville. Dort baute sie eine erfolgreiche Forschergruppe auf, um Teilchen der dunklen Materie im Universum nachzuweisen. Sie ist auf der Suche nach den so genannten WIMPs, den Weakly Interacting Massive Particles. Diese Grundbausteine des Universums sind zwar theoretisch vorhergesagt, doch der handfeste Beweis ihrer Existenz steht aus. Im Frühjahr 2006 wird Laura Baudis an die RWTH Aachen wechseln, als Lichtenberg-Professorin für Astrophysik. Im Gespräch mit Heiko Schwarzburger gibt sie Auskunft über ihre Motive, nach Deutschland zu gehen, und über die Hoffnungen, die sie mit der neuen Aufgabe verbindet.

Ganz kurz: Was sind WIMPs?

Baudis: Die Astrophysik schließt aus der Gravitation oder der Dynamik von Galaxien und Galaxienhaufen, dass es eine so genannte dunkle Materie im Kosmos geben muss, die unsichtbar und nur sehr schwer messbar ist. Eine Theorie besagt, dass diese dunkle Materie aus schweren Teilchen besteht, die während des Urknalls entstanden. Diese Teilchen nennt man WIMPs, denn sie treten mit ihrer Umgebung kaum in Wechselwirkung, obwohl sie eine sehr große Masse haben – etwa hundert Mal schwerer als ein Proton. Um diese Theorie zu überprüfen und die WIMPs einzufangen, muss man Detektoren bauen, die gegen störende Strahlungen aus dem

Kosmos oder die natürliche Radioaktivität abgeschirmt und obendrein höchst sensibel sind. Deshalb finden solche Experimente in der Regel in sehr tiefen Bergwerksstollen oder in eigens dafür gebauten Untergrundlabors statt.

Eine Physikerin, die nach den Sternen greift, geht unter Tage ...

Baudis: Genau. Je tiefer man in die Erde hinabsteigt, desto weniger kosmische Strahlung stört die Versuche. Allerdings ist es damit allein noch nicht getan: Man muss darauf achten, dass die Materialien des Detektors und der Abschirmung keine hinderliche Radioaktivität einbringen. In Florida sind wir an

einem Experiment in der Soudan Mine in Minnesota beteiligt. Dort konnten wir erstmals in jene Dimensionen vorstoßen, in denen die Messung von WIMPs theoretisch überhaupt möglich wird. Wir haben auch den Prototypen eines Detektors entwickelt, der diese Empfindlichkeit um mehrere Größenordnungen steigern soll. Unser Prototyp nutzt flüssiges Xenon bei minus 100 Grad Celsius. Er misst das winzige Licht- und Ladungssignal, das entsteht, wenn ein WIMP mit einem Xenonatom zusammenstößt. Das nächste Ziel ist es nun, die Detektoren massiver zu machen. Große Detektoren mit einer Tonne Xenon befinden sich schon in der Planung – sowohl in den USA als auch in Europa und Japan.

Die dunkle Materie zieht sich wie ein dunkelroter Faden durch Ihre wissenschaftliche Karriere. Nun stehen Sie vor dem Wechsel nach Deutschland. Den WIMPs zuliebe?

Baudis: Im Wesentlichen, ja. In Europa gibt es Forschungsstätten wie das Gran Sasso-Labor in den Abruzzen, in dem rund 1400 Meter dicker Fels die Detektoren abschirmt. So etwas finden Sie in den USA nicht, die Labors dort bieten keine ausreichende Abschirmung. Als ich Ende der 1990er Jahre in Heidelberg promovierte, habe ich am Gran Sasso an Experimenten zur Messung der Neutrinomasse teilgenommen.

Sie hätten nach Italien gehen können. Warum treten Sie eine Lichtenberg-Professur in Aachen an?

Baudis: Um die Experimente beispielsweise in Italien zu betreiben, muss man in der Nähe sein. Aachen befindet sich nur rund eine Flugstunde von Rom entfernt, das Gran Sasso-Labor liegt etwa 100 Kilometer östlich der italienischen Hauptstadt. Viel wichtiger für meine Entscheidung war jedoch, dass die RWTH für solche Großexperimente eine ausgezeichnete Infrastruktur anbieten kann. Aachener Wissenschaftler haben maßgeblich am Aufbau von Experimenten am Large Hadron-Beschleuniger (LHC) in Genf mitgearbeitet, der 2007 den Forschungsbetrieb aufnehmen wird – unter anderem auch, um dunkle Materie im Labor zu erzeugen. Aachener Gruppen sind auch an anderen Experimenten zur dunklen Materie beteiligt. Mein Forschungsgebiet rundet diese einzigartige Vielfalt sehr gut ab.

Diese Aussichten sind so verlockend, dass Sie Ihre Gruppe in Florida aufgeben?

Baudis: Nein, im Gegenteil: Ich möchte einen Teil meiner Gruppe aus Gainesville mit nach Aachen nehmen. Die VolkswagenStiftung hat mir zwei Stellen zugesagt, die RWTH will weitere Stellen dazugeben. Mehr kann ich im Augenblick nicht sagen, denn die Verhandlungen zur Professur laufen noch. Außerdem erhalte ich erhebliche Startmittel für Geräte und Laborausstattung, die ebenfalls von der Stiftung und der Universität kommen. Die Stiftung hat die Professur vorerst auf fünf Jahre begrenzt, danach wird die RWTH einspringen. Meine Möglichkeiten werden also deutlich wachsen. Für mich ist diese Lichtenberg-Professur aber nicht nur ein weiterer Schritt in meiner Karriere. Ich kann damit zugleich neue Impulse aus Amerika nach Deutschland bringen.

Zum Beispiel?

Baudis: In Stanford habe ich ein Mentoringsystem kennen gelernt, in dem begabte Studenten intensiv von Doktoranden oder Postdocs betreut wurden. Dort herrschte eben eine andere soziale Atmosphäre. In Florida habe ich versucht, junge Studentinnen mit erfolgreichen Physikerinnen zusammenzubringen, um sie zu einer wissenschaftlichen Karriere zu ermuntern. Nach den Vorträgen folgten Diskussionen, die sich vor allem darum drehten, wie sich Familie und Forschung unter einen Hut bringen lassen. Auch dort haben Doktorandinnen als persönliche Mentorinnen fungiert. Das ist wichtig, denn jeder hat im Studium oder während der Promotion mit Krisen oder Blockaden zu kämpfen, mit Selbstzweifeln und Motivationsproblemen. In Deutschland gibt es dafür kaum geeignete Anlaufstellen. Als ich Studentin war, kannte ich meine Professoren bis zum Vordiplom nur aus den Vorlesungen. In Florida ist es üblich, dass wir Professoren jede Woche Beratungsstunden anbieten, die sehr gut besucht sind. Die Studenten suchen vom ersten Tag an eine größere Nähe zu uns. Das will ich auch in Aachen einführen.

Die Lichtenberg-Professur soll nicht nur Spitzenforscher nach Deutschland holen, sondern auch die Veränderungsprozesse an den deutschen Hochschulen voranbringen. Worin sehen Sie die wichtigsten Defizite in der deutschen Wissenschaft?

Baudis: Vor allem in der mangelnden Förderung junger Forscherinnen und Forscher. In Amerika bekommt man schon frühzeitig eine Chance, indem man beispielsweise als Assistent Professor eigene Forschergruppen und Projekte aufbauen



Forschungsstätte für unterirdische Experimente: die Soudan Mine in Minnesota

kann, Förderanträge stellt und sich um eigene Mittel bemüht. In Deutschland ist das erst ab einem Alter von ungefähr 40 Jahren möglich – vorausgesetzt, man hat den Sprung auf eine Professur geschafft. Zu diesem Zeitpunkt haben die meisten Wissenschaftler aber schon Familien, müssen Partnerschaft, Kinder und Wissenschaft in Einklang bringen. Das war übrigens ein wichtiger Grund, mich für Aachen zu entscheiden: Meine beiden Kinder, drei und sechs Jahre alt, sollten in Deutschland zur Schule gehen. Wahrscheinlich wird die RWTH auch meinem Ehemann ein Angebot machen, um uns den Wechsel zu erleichtern.

Solche Angebote für den Lebenspartner sind in Übersee längst üblich, in Deutschland noch selten. Wie wichtig ist es für Sie, die Familie mit nach Deutschland zu nehmen?

Baudis: Als ich von Stanford nach Florida ging, hat mein Mann auf seine Stelle am Universitätsklinikum in Heidelberg verzichtet. Die Universität in Florida hat ihm eine Professur in der pädiatrischen Onkologie angeboten, um uns an die Hochschule zu holen. Dazu haben die Physiker mit den Medizinern verhandelt. Die RWTH hat nun ihrerseits signalisiert, ihm eine Stelle am Universitätsklinikum in Aachen anzubieten. Wir haben noch nichts schriftlich, sind aber zu Gesprächen mit der Klinikumsleitung eingeladen. Das klingt sehr hoffnungsvoll. In Deutschland tut sich offenbar etwas.

Familie und Wissenschaft: Bleiben dabei noch ganz persönliche Freiräume?

Baudis: Ich arbeite oft auch am Wochenende oder bis spät in die Nacht. Wenn ich Freizeit habe, dann will ich sie natürlich mit meinen Kindern verbringen. Wir lesen, spielen, gehen schwimmen und spazieren oder schauen uns Museen und neue Städte an. Wenn ich auf Reisen bin, dann meistens zu Kongressen oder Experimenten. Obwohl ich oft versuche, meine Familie mitzunehmen, kann von echter Freizeit keine Rede sein. Dennoch schätze ich mich glücklich, denn meine Arbeit macht sehr viel Spaß. Neben meiner Familie ist die Astrophysik meine größte Leidenschaft.

Frau Baudis, vielen Dank für das Gespräch.



STRUKTUR- UND PERSONENBEZOGENE FÖRDERINITIATIVEN DER VOLKSWAGENSTIFTUNG

- ⇒ Lichtenberg-Professuren
- ⇒ Pro Geisteswissenschaften
 - Diltthey-Fellowships
 - „opus magnum“
 - Workshops und Symposien
- ⇒ Hochschule der Zukunft
- ⇒ Symposien und Sommerschulen

Mehr Mut zum Risiko

Ein Kulturstaat ohne Geisteswissenschaften? Schwer vorstellbar, liefe er doch bald Gefahr, mit der wissenschaftlichen Selbstreflexion auch seine kulturelle Substanz zu verlieren. Gerade für den entstehenden europäischen Hochschul- und Wirtschaftsraum sind die Geisteswissenschaften in vieler Hinsicht Vorreiter – und sollten es künftig noch stärker sein. Denn mindestens ebenso groß wie die naturwissenschaftlich-technischen und ökonomischen Aufgaben sind für das Zusammenwachsen des erweiterten Europas die geisteswissenschaftlich-kulturellen Herausforderungen. Die VolkswagenStiftung hat daher gemeinsam mit der Fritz Thyssen Stiftung im Frühjahr 2005 die neue Förderinitiative „**Pro Geisteswissenschaften**“ gestartet. Forschung soll insbesondere dort Unterstützung erhalten, wo sie sich in den Grenz- und Überschneidungsbereichen der Fächer bewegt, wo sie sich neue, schwierige Felder erschließt und schon von daher einen längeren Atem benötigt. Dabei geht es sowohl darum, hoch qualifizierten wissenschaftlichen Nachwuchs in den Geisteswissenschaften zu halten als auch jenen ein attraktives Angebot zu machen, die durch hervorragende Arbeiten bereits Renommee und einen festen Platz in der Wissenschaft gewonnen haben.

„Pro Geisteswissenschaften“ ist explizit auf die spezifischen Rahmenbedingungen, Bedürfnisse und Möglichkeiten der geisteswissenschaftlichen Forschung zugeschnitten. Die Initiative wendet sich dabei vorrangig an die Geisteswissenschaften im engeren Sinne, bezieht jedoch andere Disziplinen, insbesondere aus dem gesellschaftswissenschaftlichen Bereich, durchaus mit ein. Den Ausschlag gibt das gewählte Forschungsfeld, das möglichst neu, anspruchsvoll und risikoreich sein sollte. Die Initiative als Ganzes umfasst die folgenden drei Komponenten.

Mit den **Dilthey-Fellowships** schließen die beteiligten Stiftungen eine wesentliche Lücke in der Förderung des geisteswissenschaftlichen Nachwuchses in Deutschland. Das Angebot wagt sich bewusst an die Fachgrenzen der Geisteswissenschaften heran und reicht zum anderen wesentlich über bisher übliche Projekt- und Stipendienfristen hinaus. Hier sollen exzellente junge Forscherinnen und Forscher nach ihrer Promotion Themen bearbeiten können, die den Geisteswissenschaften neue Gebiete erschließen und die auf Grund ihrer Komplexität oder ihres höheren Risikos von vornherein längere Planungs- und Zeithorizonte benötigen. Junge, über herkömmliche Grenzen hinausdenkende Wissenschaftler erhalten so die Chance, sich zu führenden Vertretern ihres Wissensgebietes zu entwickeln.

Bis zu zehn solcher Fellowships vergeben die Stiftungen pro Jahr. Voraussetzung für eine Förderung ist, dass die Vorhaben in eine deutsche Hochschule oder außeruniversitäre Forschungseinrichtung eingebunden sind. Eine Altersgrenze besteht nicht, allerdings sollte die Promotion nicht länger als fünf Jahre zurückliegen. Die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler werden zunächst für fünf Jahre gefördert. Nach einer positiven Evaluation ist eine Verlängerung um drei – plus gegebenenfalls weitere zwei – Jahre möglich. Die ersten Dilthey-Fellows werden Mitte 2006 ihre Arbeit aufnehmen.

Ebenfalls etwa im Sommer des Jahres 2006 sollten die ersten Forscherinnen und Forscher starten können, die endlich einmal „ihr großes Werk“ verfassen möchten. Gerade dazu fehlt Geisteswissenschaftlern oft die Zeit. Doch vor allem in diesen Fächern ist die Monografie nach wie vor diejenige Publikationsform, die – zumeist – die wissenschaftliche Entwicklung am nachhaltigsten voranbringt. An dieser Stelle greift die Förderkomponente „**opus magnum**“, zweiter Baustein von „Pro Geisteswissenschaften“. Forscher, die sich durch herausragende Arbeiten ausgewiesen haben, können sich für einen Zeitraum von sechs Monaten bis zu zwei Jahren von ihren sonstigen Aufgaben freistellen lassen, um sich auf die Abfassung eines größeren, möglichst originellen wissenschaftlichen Werks zu konzentrieren. Die Entstehung der Publikation wird von den Stiftungen unterstützt. Ebenso übernommen werden die Kosten für die Lehrvertretung, die aus dem wissenschaftlichen Nachwuchs kommen und noch nicht über eine feste Stelle verfügen sollte. Bis zu zehn Wissenschaftler pro Jahr sollen in den Genuss von „opus magnum“ kommen.

Die dritte Komponente der Initiative „Pro Geisteswissenschaften“ – ein **Veranstaltungsprogramm „Geisteswissenschaften und Öffentlichkeit“** – umfasst die Förderung themenorientierter Veranstaltungen. Sie sollen dazu dienen, Rang und Stellenwert der Geisteswissenschaften einer breiteren Öffentlichkeit zu vermitteln. Gemeinsam mit renommierten deutschen Medienpartnern möchten die beteiligten Stiftungen auf diese Weise ihre Mittlerrolle zwischen Wissenschaft und Gesellschaft wahrnehmen und gegenüber der Politik wirksamer als bisher gerade auch auf Fehlentwicklungen aufmerksam machen. Damit rundet sich das Bündel an Unterstützungsmöglichkeiten, mit denen die Geisteswissenschaften nicht zuletzt auch für den entstehenden europäischen Hochschul- und Forschungsraum fit gemacht werden sollen.



Ein Plädoyer für die Kleinen

Die EU-Osterweiterung im Blick: Nachwuchsforscher
Dr. Christian Prunitsch über die Bedeutung der „kleinen Fächer“

Was wäre das deutsche Kinder- und Jugendfernsehprogramm ohne tschechische Filme und Serien wie „Pan Tau“ oder „Drei Nüsse für Aschenbrödel“? Sehr arm. Denn die ostmitteleuropäischen Produktionen haben das Genre mit ihrem Stil geprägt. Was wäre die deutsche Universitätslandschaft ohne ihre so genannten kleinen Fächer wie die Slavistik? Ebenfalls sehr arm. Zumal in den Zeiten der EU-Osterweiterung.

Ob Kultur oder Wissenschaft: In beiden Fällen geht es um das Kleine, das sich gegen das Große behaupten muss. Zum einen um die „kleinen“ (west-)slavischen Kulturen, die darum kämpfen, neben den „großen“, übermächtigen westeuropäischen wahrgenommen zu werden – und die gleichwohl, wie man am Beispiel des Jugendfernsehens sieht, die westeuropäische Kultur stark beeinflusst haben. Zum anderen um die

kleinen, zumeist geisteswissenschaftlichen Hochschulfächer mit ihren wenigen Professuren wie etwa die Sinologie, Judaistik oder auch die Slavistik. Sie müssen sich in Zeiten harter Sparmaßnahmen gegen die Verdrängung durch die großen „relevanten“ Fächer zur Wehr setzen.

In der von der VolkswagenStiftung geförderten Nachwuchsgruppe von Dr. Christian Prunitsch, der im Juli 2005 als W2-Professor für Polnische Landes- und Kulturstudien an die Technische Universität Dresden berufen wurde, kommt beides zusammen. Seit Februar 2003 erforscht der 35-jährige Slavist mit drei Doktorandinnen das Gebiet „Konzeptualisierung und Status kleiner Kulturen“ – unter besonderer Berücksichtigung der westslavischen Länder Polen, Tschechien und Slowakei. Zwei „Generationen“ interdisziplinär arbeitender Doktoranden,

unter anderem Soziologen, Osteuropahistoriker, Philologen, sollen sich bis 2008 in der Nachwuchsgruppe wissenschaftlich qualifizieren. Derzeit sitzen sie alle noch am Standort der Universität Regensburg, wo Prunitsch sich habilitierte.

„Meine Forschungsarbeit bietet die unvoreingenommene und vergleichende Außen-Perspektive des neutralen Dritten“, beantwortet Prunitsch die oft gestellte Frage, ob das Thema in den osteuropäischen Ländern selbst nicht viel besser behandelt werden könnte. „Und mein Blick richtet sich auch auf die kulturellen Beziehungen der Länder untereinander.“ So war es für Prunitsch „eine Genugtuung und zugleich eine kleine Sensation“, als sein Forschungsvorhaben in das Nachwuchsgruppen-Programm der Stiftung aufgenommen wurde und nun mit rund 950.000 Euro gefördert wird. „Damit setzen wir, damit setzt auch die VolkswagenStiftung ein Zeichen für die kleinen Fächer“, sagt Prunitsch selbstbewusst.

Eine seiner Prämissen: Kleine Kulturen stehen ständig unter dem Druck, ihr Dasein zu legitimieren. Doch es hafte ihnen ja nicht notwendigerweise etwas Defizitäres an. Diese Prämisse ist ohne weiteres auch auf die bedrängte Lage kleiner Fächer übertragbar. „Denn es hat sich offenbar in den meisten Wissenschaftsministerien noch nicht herumgesprochen, dass das Wissen um den kulturellen Hintergrund eines Landes die Basis ist, um funktionierende wirtschaftliche Beziehungen aufzubauen“, kritisiert Prunitsch, der Polnisch, Slowakisch, Sorbisch, Tschechisch und „ein wenig Russisch“ spricht und seine Doktorarbeit am Sorbischen Institut in Bautzen verfasste. Auf diese „Soft Skills“, die die kleinen Fächer vermitteln, könne man nicht verzichten. Der „Mit-uns-ist-sowieso-bald-Schluss“-Fatalismus ist für ihn deshalb der falsche Weg. „Man muss Überlebensstrategien entwickeln.“

Die Universität Regensburg, wo Prunitsch studierte und promovierte, und die Universität Dresden, die ihre geisteswissenschaftlichen Fakultäten erst nach der Wende aufbaute, seien hier zwei löbliche Ausnahmen in der Hochschullandschaft, sagt Prunitsch. Die Dresdner Hochschule etwa strukturierte ihre Fakultät für Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaften, zu der auch die Slavistik gehört, konsequent interdisziplinär. Das kommt Prunitsch sehr entgegen. Und Professor Dr. Alf Zimmer, Rektor der Uni Regensburg, verweist stolz auf den Osteuropa-Schwerpunkt seiner Hochschule. Noch unter seinem Vorgänger im Rektorenamt wurde das Europaeum, das

Ost-West-Zentrum der Universität, gegründet. Es bietet heute hervorragende, ebenfalls interdisziplinäre Möglichkeiten für Studierende und Wissenschaftler. Man investiere damit, so Zimmer, in den Zeiten der EU-Osterweiterung, die ja noch nicht abgeschlossen sei, in die Zukunft.

Die Kleine-Fächer-Krise, sagt Prunitsch, hätten vor allem die Bundesländer zu verantworten. So gebe es über Ländergrenzen hinweg kaum Absprachen, die gewährleisten, dass auch die Orchideen im Fächerkanon, die man allerdings eher wie Stiefmütterchen behandle, an einer ausreichenden Zahl von Unis studiert werden könnten. Und er ergänzt: Dass immer weniger deutsche Hochschulen Slavistik anböten, sei bereits Thema erregter Debatten in der polnischen und tschechischen Öffentlichkeit. Wenn er allerdings von seiner alten Alma Mater Regensburg erzählt, gerät er ins Schwärmen: „Die Infrastruktur ist erstklassig, das Bibliotheksangebot unvergleichlich.“ Außerdem trennen die Hochschule nur wenige Zugstunden von Tschechiens Hauptstadt Prag. Viele internationale Kooperationen hat seine Gruppe bereits angeschoben, darunter mit der Adam-Mickiewicz-Universität in Posen oder der Comenius Universität in Bratislava.

Rektor Alf Zimmer trägt deshalb ein lachendes und ein weinendes Auge zur Schau, wenn man ihn auf Prunitsch anspricht. „Ich freue mich sehr für ihn, dass er den Ruf nach Dresden erhalten hat. Aber ich lasse ihn natürlich nur ungern ziehen. Schließlich hat er mit seiner Gruppe sehr zum Renommee unseres Standortes beigetragen.“ In diesen Genuss kommt jetzt die Universität Dresden. Auch hier, sagt Prunitsch, sei die geografische Nähe zu Polen und Tschechien ein großes Plus. Außerdem lockt das Mitteleuropa-Forschungszentrum der TU, das institutionell durch Professuren der Fächer Germanistik und Slavistik sowie Volkswirtschaftslehre, Politikwissenschaft, Internationales Recht, Sozialgeografie, Kommunikationswissenschaft, Osteuropageschichte und Kunst- und Musikwissenschaft getragen wird. Und unter seinen studentischen Hilfskräften hat Christian Prunitsch bereits viel versprechende Kandidaten für die zweite Doktorandengeneration entdeckt.

Mareike Knoke

„Ein Sprungbrett besonderer Art“

Erst leitete er eine Nachwuchsgruppe, dann das Institut: die Karriere des Neurowissenschaftlers Professor Christian Büchel als Paradebeispiel für alternative Qualifizierungswege

Forscher wollte der junge Mann werden, und darum studierte er Medizin. Schnell begeisterte er sich für die Neurowissenschaften, promovierte *summa cum laude* auf diesem Gebiet und vertiefte sein Wissen in renommierten Institutionen. Talent und Ehrgeiz brachten ihn rasch voran. Nach einigen „Wanderjahren“ mit Stopps an ausländischen Universitäten, während derer sich sein Wissen beträchtlich mehrte und die Publikationsliste wuchs, kehrte der hoffnungsvolle Nachwuchsforscher an den Hochschulstandort Deutschland zurück. Hier machte sich sein Labor einen guten Namen; bald schien eine Professur in greifbarer Nähe. „Musst du dich nicht habilitieren?“, hieß es da von Seiten vieler Kollegen. Der junge

Mann kam ins Grübeln: Sollte er sich jetzt noch habilitieren? Und als Mediziner dafür die langwierige klinische Facharztausbildung machen? Und seine Forschung derweil auf Eis legen? Da schien ihm der Ruf an eine Universität in Großbritannien doch viel verlockender ...

Professor Dr. Christian Büchel hätte sich wohl auch für England entschieden, wenn das Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf (UKE) ihn nicht doch zum W3-Professor und Leiter des Instituts für Systemische Neurowissenschaften ernannt hätte. Denn wichtiger als die Habilitation erschien den Hamburgern die wissenschaftliche Qualifikation – und da sprachen



Professor Christian Büchel sieht rückblickend in der Leitung der Nachwuchsgruppe einen wichtigen Schritt seiner akademischen Qualifizierung.

die Gastprofessuren im Ausland, die von der VolkswagenStiftung und der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Drittmittelvorhaben sowie die hochrangig publizierten Forschungsergebnisse eine eindeutige Sprache. „Entscheidend war aber auch, dass ich mehrere Jahre lang eine von der VolkswagenStiftung geförderte Nachwuchsgruppe geleitet habe und dadurch die erforderliche Führungskompetenz und Teamfähigkeit nachweisen konnte“, sagt Büchel rückblickend. Das Forscherteam arbeitete bereits im fünften Jahr, als über die Stellenbesetzung entschieden wurde. „Die Nachwuchsgruppe war mein Sprungbrett, ich konnte mich damit wissenschaftlich gut profilieren und aktuelle Forschungsergebnisse präsentieren“, freut sich Büchel. Gekrönt wurden die gemeinschaftlichen Anstrengungen der Nachwuchsgruppe auch durch die erneute Bewilligung von Fördermitteln: Ein weiteres Jahr lang können die jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler nun die Mechanismen der Informationsverarbeitung im Gehirn mit bildgebenden Verfahren studieren.

Büchel gilt als ausgewiesener Fachmann auf dem Gebiet der funktionellen Kernspintomographie (Synonym: Magnetresonanztomographie; MRT), mit der sich Gehirnaktivitäten in Echtzeit darstellen lassen. Die Mitglieder der Nachwuchsgruppe kombinieren diese Verfahren mit anderen räumlich und zeitlich hochauflösenden Untersuchungstechniken. Sie erhalten so einen Gesamteindruck vom Neuronennetzwerk mit all seinen funktionellen und strukturellen Verflechtungen. Das ist zunächst einmal für die Grundlagenforschung interessant, denn das menschliche Gehirn gibt immer noch viele Rätsel auf: Wie zum Beispiel funktioniert der Orientierungssinn? Wie werden Sinneseindrücke und Emotionen verarbeitet? Wie speichert das Hirn Erinnerungen?

Die UKE-Forscher untersuchen solche Fragestellungen bei gesunden Testpersonen, aber auch bei Menschen mit neuronalen Fehlfunktionen. So konnten sie unter anderem eine Grundlage des Stotterns aufklären. Die Sprachstörung hängt offenbar mit Gewebeveränderungen in der linken Gehirnhälfte zusammen, in deren Folge der Informationsaustausch zwischen den Arealen für Sprachplanung und Sprechbewegung behindert wird. Das jetzt erworbene Grundlagenwissen könnte neue Wege in der Therapie eröffnen. Gleiches gilt für die kernspintomographischen Untersuchungen zum räumlichen Orientierungssinn. Auch zu dieser Fragestellung entwarfen die Neurowissenschaftler die passende „geistige Landkarte“,



auf der Regionen für Navigationsfähigkeit und Gedächtnisbildung markiert sind. Diese Karte könnte klinisch tätigen Neurologen dazu dienen, Patienten mit Orientierungsstörungen gezielter zu behandeln. „Wir achten sehr darauf, dass unsere Forschung den Bezug zur klinischen Anwendung behält“, betont Büchel. „Schließlich sollte ein Institut, das an einem Universitätskrankenhaus angesiedelt ist, den Patienten im Blick behalten.“

Die „Zeit der Ernte“ ist für die Nachwuchsgruppe noch längst nicht vorbei. Die auf mindestens fünf, bei positiver Evaluation (wie in diesem Fall) auf sechs Jahre angelegte Förderung gibt den jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern genug Planungssicherheit, um anspruchsvolle Projekte in Angriff zu nehmen. „Gerade diese auf lange Sicht angelegte Förderpolitik zeichnet die VolkswagenStiftung aus“, meint Büchel. Zwar bedauert er, dass die Initiative „Nachwuchsgruppen an Universitäten“ mittlerweile beendet sei, doch gäben neue Instrumente wie die Lichtenberg-Professuren ebenfalls viel Raum für die Ausarbeitung innovativer Forschungsvorhaben und die damit verknüpfte Profilbildung. „Ich begrüße es sehr, dass die Stiftung junge Wissenschaftler gezielt fördert und sich zugleich stark macht für die Verbesserung der strukturellen Rahmenbedingungen an den Hochschulen“, sagt Büchel. Die neu geschaffenen Lichtenberg-Professuren finde er besonders

Professor Christian Büchel (links) diskutiert mit Dr. Martin Koch aus seiner Hamburger Nachwuchsgruppe.

reizvoll. „Da kann ein junger Wissenschaftler fünf Jahre lang mit Hilfe der Fördermittel eigenverantwortlich arbeiten und sich so für eine bereits in Aussicht gestellte Professur qualifizieren.“ Er selbst hätte sich, als Rückkehrer aus dem Ausland, wohl unverzüglich beworben. Und sich eine Universität gesucht, die die Auflagen – unter anderem die Etatisierung der Professur nach Auslaufen der bis zu achtjährigen Förderung – erfüllt. „Sicher werden die Hürden für junge Wissenschaftler damit höher, aber dies ist der richtige Weg hin zu einer gezielten Nachwuchsförderung mit Langzeitperspektive.“

Was die strukturellen Rahmenbedingungen betrifft: Auch da sieht der Neurowissenschaftler sein Institut gut aufgestellt. Sein wichtigstes „Handwerkszeug“, einen modernen 3-Tesla-Kernspintomographen, konnte er vor einigen Jahren aus Mitteln der Deutschen Forschungsgemeinschaft beschaffen. Dieses Gerät steht nun für etliche drittmittelfinanzierte Vorhaben zur Verfügung. Zugleich wurde damit in Hamburg eines von

der Verbundvorhaben. Das interdisziplinäre und interuniversitäre Zusammenspiel funktioniere sehr gut, sagt Büchel, der ab Herbst 2006 die Koordination der Forschungsaufgaben übernehmen wird. Außerdem wird das UKE das Zentrum langfristig weiterfinanzieren – auch dies eine wichtige Voraussetzung für eine kontinuierliche Erfolgsstory. Wie viel Ansehen das NeuroImage Nord genießt, belegt nicht zuletzt die jüngste Bewilligung des Bundesforschungsministeriums (BMBF): In Kürze wird ein rund zwei Millionen Euro teurer Ganzkopf-Magnetenzephalograph geliefert, dessen zeitliches Auflösungsvermögen tausend Mal höher ist als das eines Kernspintomographen.

Insofern sieht es Büchel mit mindestens einem weinenden Auge, dass die VolkswagenStiftung ihre thematische Förderinitiative zur „Dynamik und Adaptivität neuronaler Systeme“ beendet hat. Denn dort hätten auch die neuen Forschungsthemen der Hamburger Neurowissenschaftler bestens hinein-gepasst. Mehrfach hatten sie in den vergangenen Jahren die Gutachter mit ihren Ideen überzeugen können; in einem noch laufenden Vorhaben geht es etwa um die Verfeinerung und Validierung einer zuvor etablierten Messtechnik – dies nur als weiteres Beispiel für eine strukturierte, im Detail abgestimmte und sinnvoll aufgebaute Forschungsplanung. Um auch hier alles zu einem großen Ganzen zu führen, fand im Herbst 2005 unter Leitung des Hamburger Instituts ein Abschluss-Symposium zur Förderinitiative statt: mit allen Projektleitern und vielen Gastreferenten. Die Teilnehmer waren sich hinterher einig, dass dies ein besonderes Highlight für all jene war, die sich auf dem Gebiet der kognitiven Neurowissenschaften bewegen.

Für Christian Büchel, Jahrgang 1965, ist die Ausrichtung einer solchen Veranstaltung eine Ehre. „Es freut mich, dass wir jüngeren Wissenschaftler so akzeptiert sind.“ Und wie zum Beweis folgte postwendend eine Ernennung: Professor Dr. Christian Büchel ist eines von 30 Gründungsmitgliedern der Hamburger Akademie der Wissenschaften. Wissenschaftliche Exzellenz, Interdisziplinarität und eine internationale Ausrichtung in der Arbeit waren für die Wahl entscheidend. Und dass er diese Qualitätsmerkmale mit Leben zu füllen weiß, dafür kann der junge Neurowissenschaftler nun wahrlich überzeugende Belege liefern.

Beate Grübler



bundesweit fünf Zentren für Bildgebung in den Neurowissenschaften etabliert. Beteiligt an dem Zentrum NeuroImage Nord sind neben dem UKE auch die Universitätskliniken Kiel und Lübeck, die ihrerseits Forschungsprojekte einbringen – darunter wiederum zwei von der VolkswagenStiftung geför-

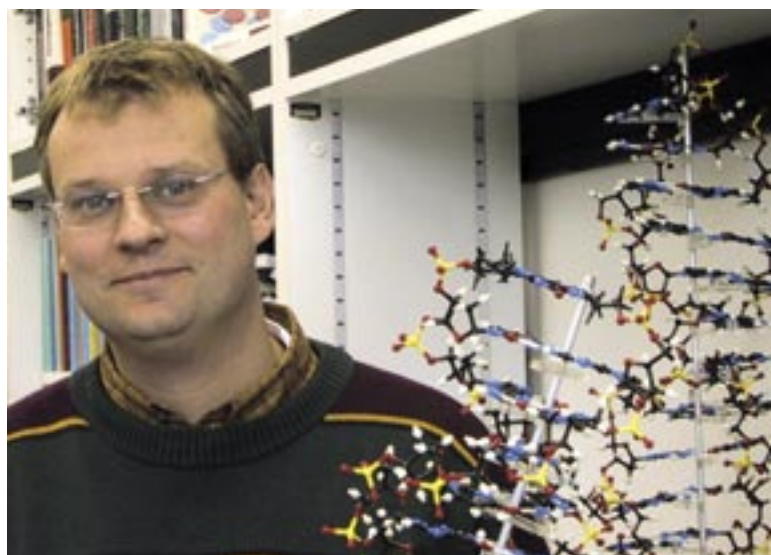
Frischer Wind an der LMU München

Professor Thomas Carell mag den Strukturwandel: Als Chemiker baut er kleine Moleküle um, als Hochschullehrer nimmt er sich Institutionen vor

Er sitzt in Strategie- und Berufungskommissionen und entscheidet mit, welchen Weg die Naturwissenschaften an der Ludwig-Maximilians-Universität (LMU) München einschlagen werden. Eine „School of Science“ ist beschlossene Sache, ein alternativer Qualifizierungsweg für den Nachwuchs längst im Aufbau. Professor Dr. Thomas Carell möchte den weiteren Umbau zügig vorantreiben: „Die Wissenschaft ist ein globales Spiel, wir müssen mit anderen Ländern mithalten.“ Auch in der Forschung hat er keine Scheuklappen. Ihm schwebt die Herstellung eines „elektrischen Drahts“ vor, der aus der Erbsubstanz DNA aufgebaut ist. Eine international zusammengesetzte Forschergruppe aus Chemikern und Biologen hat sich bereits an die Arbeit gemacht; gefördert wird das kühne Vorhaben von der VolkswagenStiftung.

Forscherdrang und Hochschulengagement sind bei Carell schwer voneinander zu trennen, warum auch: Er möchte interessierte Studierende und gute Mitarbeiter gewinnen, und dafür muss das universitäre Umfeld stimmen. Im Sommer 2005 beschloss die LMU, die Fakultäten für Physik, Chemie und Pharmazie sowie Biologie neu zu organisieren. Carell zum Beispiel lehrt und befasst sich mit seinem Fachgebiet, der organischen Chemie, im „Department Chemie und Biochemie“. Künftig werden alle naturwissenschaftlichen Departments nach amerikanischem Vorbild in einer „School of Science“ eng zusammenarbeiten. Es wird Bachelor-, Master- und Graduiertenstudiengänge geben, und die traditionellen Fächergrenzen werden zu Gunsten der interdisziplinären Vernetzung verschwinden. An all diesen „Baustellen“ wirkt der dynamische Akteur mit.

Für junge Professoren wie Carell, Jahrgang 1966, ist das alles kein Problem. Seine wissenschaftliche Karriere war von Anfang an international und interdisziplinär ausgerichtet. Als Postdoc forschte und lehrte Carell am Massachusetts Institute of Technology, als Gastprofessor in Haifa und Bologna, als Forschungsgruppenleiter an der ETH Zürich. Im Jahr 2000 nahm er einen Ruf auf eine C4-Professur nach Marburg an, vier Jahre später ging er nach München. In seiner Forschung spannt er den Bogen von der klassischen Synthese über biophysikalische Anwendungen wie den schon erwähnten „Elektro-DNA-Draht“



bis hin zu medizinisch-onkologischen Fragestellungen. Diese hochgradig interdisziplinäre Ausrichtung war mit ein Grund dafür, dass Carell im Jahr 2004 den Leibniz-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft erhielt, die höchstdotierte wissenschaftliche Auszeichnung hier zu Lande.

Engagiert für Forschung, Ausbildung und Strukturwandel seiner Hochschule: Professor Thomas Carell

Leerlauf hat es in der wissenschaftlichen Laufbahn von Thomas Carell nie gegeben, und dass dem so ist, verdankt er dem planvollen und reibungslosen Wechsel zwischen den Institutionen sowie einer gut abgestimmten Einwerbung von Fördermitteln. Ein Beispiel: Als Carell von Zürich nach Marburg wechselte, konnte er sofort mit einem Projekt zur Synthese von Blaulicht-Photorezeptoren beginnen. Den Antrag auf Forschungsförderung hatte er bei der VolkswagenStiftung frühzeitig gestellt, und nun lagen die Mittel passend zum Start auf Abruf bereit. „Solche Forschungsgelder sind im ersten Jahr nach Übernahme einer Leitungsfunktion ganz besonders wichtig, damit die neu aufgebaute Arbeitsgruppe gleich loslegen kann“, meint Carell.

Sein Interesse gilt der biochemischen Untersuchung von DNA-Reparaturprozessen, und in diese Richtung liefern auch

Die „Carell-Gruppe“ im Computerraum des
Münchner Instituts (von vorn): Diplomchemikerin
Simone Arnold, Dr. Maria Izquierdo, Dr. Alexandra
Mees, Diplomchemiker Matthias Ober und
Professor Thomas Carell

weitere drittmittelfinanzierte Forschungsvorhaben. So bewilligte die VolkswagenStiftung erst vor kurzem ein Vorhaben in ihrer Förderinitiative zum „Zusammenspiel von molekularen Konformationen und biologischer Funktion“ – ein Projekt, bei dem Chemiker aus München, Marburg und Jerusalem zusammenarbeiten. Aufgabe der Münchner Gruppe unter Leitung von Carell ist es zunächst, chemische Modelle für Mutationen im Erbgut (Genom) zu synthetisieren. Sie bauen dafür in den DNA-Doppelstrang kleine „Defektmoleküle“ ein. An den auf diese Weise künstlich geschädigten DNA-Abschnitten werden dann Reparatur- und Kopiermechanismen studiert, die natürlicherweise im Organismus ablaufen. Üblicherweise übernimmt die Aufgabe des Kopierens eine Polymerase; ein Molekül, das sich zur Freude der Chemiker stabil kristallisieren lässt. Wie zuverlässig die Polymerase die geschädigte Stelle bearbeitet und warum Mutationen entstehen, lässt sich deshalb ausgezeichnet *in vitro* untersuchen. Jeden Schritt im Verlauf des Schädigungs-, Reparatur- und Kopierprozesses einer derart veränderten DNA können die Wissenschaftler über Röntgenstrukturanalyse genau beobachten. So erhalten die Forscher richtige Filme, die zeigen, wie im Genom Mutationen entstehen und wie Körperzellen mit geschädigter DNA umgehen. Die Erkenntnisse könnten besonders die Krebsforschung voranbringen und in einem nächsten Schritt dazu führen, dass etwa im Rahmen einer Therapie gezielt Krebszellen geschädigt werden beziehungsweise deren Reparatur verhindert wird.

Als die Münchner Forscher ihre Modell-DNA bauten, muss ihnen irgendwann die Idee gekommen sein, die Strickleiter auch mal mit anderen Sprossen zu bestücken – sprich: einige DNA-Basen durch nicht-biologische Metall-Nanopartikel zu ersetzen. Die Überlegungen mündeten in ein Verbundvorhaben, bei dem es um die Kopplung von biologischer und unbelebter Materie geht. Ziel der Forscher ist es, einen DNA-Abschnitt in einen ultradünnen, leitfähigen Nanodraht zu verwandeln, indem sie elektrisch leitfähige Partikel an den Strang koppeln oder metallionenhaltige Basen direkt in die Erbgutstücke integrieren. „Das ist genauso abenteuerlich, wie es sich anhört“, sagt Carell, „aber im Prinzip machbar, und darum wollen wir es versuchen.“ Sechs junge Forschergruppen aus München, Aachen, Karlsruhe und Haifa/Israel ziehen sprichwörtlich an einem Strang, wenn es um die Synthese, funktionelle Charakterisierung und Analyse der elektrischen Eigenschaften dieser neuartigen Hybridverbindung geht.

Der Erfolg ist nicht garantiert, aber das Konzept überzeugt. Und überzeugt war wiederum die VolkswagenStiftung, die das Projekt in ihrer Förderinitiative „Komplexe Materialien: Verbundprojekte der Natur-, Ingenieur- und Biowissenschaften“ unterstützt. Carell freut sich, dass auch Anträge mit einem gewissen Erfolgsrisiko bei der Stiftung eine Chance haben – und dass zudem „seine“ Universität solche Vorhaben unterstützt. „Ich fühle mich schon sehr wohl hier in München. Man steht nicht so mit dem Rücken zur Wand, wenn man sich auf teuren Forschungsfeldern bewegt.“ Das heißt nicht, dass an der LMU alles aus Gold ist. Da könne noch einiges modernisiert werden, meint der umtriebige Wissenschaftler, zum Beispiel, wenn es um die Besetzung von Professorenstellen gehe. Womit wir wieder bei der Hochschulpolitik wären. Wie gesagt: Für Carell liegt das alles nah beieinander.

Wenn es um neue Qualifizierungsmöglichkeiten für eine Langzeitprofessur geht, verweist Carell gern auf Ideen, die im Kontext der „Exzellenz-Initiative“ des Bundes oder auch der vom Generalsekretär der VolkswagenStiftung, Dr. Wilhelm Krull, geleiteten „Eckpunkte-Kommission“ thematisiert wurden. Angedacht sind verschiedene wissenschaftliche Karriereewege, von denen die deutsche Eigenart der Habilitation nur einer ist. Empfohlen wird eine Art „Tenure-track“-Verfahren, also der Übergang aus einer anfangs befristeten Position zur Anstellung auf Lebenszeit, sofern – wie etwa bei den Lichtenberg-Professuren der VolkswagenStiftung üblich – eine





Zwischenbewertung der Leistungen positiv ausfällt. Die befristeten Stellen, oft als Juniorprofessur ausgeschrieben, sollen Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler früh an eigenständige Forschung und Lehre heranführen und die Wettbewerbsfähigkeit steigern.

An der LMU hat sich ein ähnliches Verfahren bewährt, das herausragenden jungen Wissenschaftlern aber noch bessere Perspektiven bietet. „Und deshalb favorisiere ich dieses System“, sagt Carell, an dessen Department Professuren nur noch nach folgendem Muster besetzt werden: Junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler können einige Jahre nach ihrer Promotion und bei guten Leistungen eine zunächst auf sechs Jahre befristete W2-Professur mit zugehöriger Ausstattung erhalten, die dann in eine unbefristete Stelle umgewandelt werden kann. Das setzt voraus, dass die ersten Jahre intensiv für die Profilbildung genutzt werden, um sich für eine Weiterbeschäftigung zu empfehlen. Die begehrte „Entfristung“ der Professur kann aber auch schon vorzeitig erfolgen, etwa um den gefragten Kollegen nicht an eine andere Universität zu verlieren.

„Mit einem solchen Verfahren, das sich weitgehend an Wettbewerb und Leistung orientiert, können wir im internationalen Vergleich bestehen, weil die Nachwuchsprofessur mit Stellen und Geld für das wissenschaftliche Arbeiten bereits gut ausgestattet ist“, meint Carell. Die Professorenschaft an der LMU

möchte sogar noch weiter gehen; sie denkt an getrennte Lehr- und Forschungsprofessuren. Nach dem Motto: Wer intensiv forscht, soll weniger lehren, wer gerne lehrt, muss weniger forschen. „Davon hätten doch alle was: Die Studenten bekommen versierte Lehrer, die Forscher können mehr Drittmittel einwerben – und die Universität genießt in beiderlei Hinsicht einen ausgezeichneten Ruf!“

Beate Grübler



FÖRDERANGEBOT THEMATISCHE IMPULSE

- ⇒ *Komplexe Materialien: Verbundprojekte der Natur-, Ingenieur- und Biowissenschaften*
- ⇒ *Innovative Methoden zur Herstellung funktionaler Oberflächen*
- ⇒ *Neue konzeptionelle Ansätze zur Modellierung und Simulation komplexer Systeme*
- ⇒ *Zusammenspiel von molekularen Konformationen und biologischer Funktion*
- ⇒ *Evolutionsbiologie*



„Die ganze Stadt ist praktisch Campus ...“

Mit sieben Nachwuchsgruppen überaus erfolgreich: die Universität
Tübingen als wichtige Keimzelle für wissenschaftliche Exzellenz

Schöne Brücken gibt es viele in Tübingen. Trotzdem entstehen immer wieder neue, moderne, mit denen die altherwürdige Universitätsstadt sich schmücken kann. Eines dieser Bauwerke wächst in der Bursagasse, direkt am Neckar, am Philosophischen Seminar der Universität Tübingen. Ein anderes vor den Toren der Stadt, auf dem Gelände des Zentrums für Molekularbiologie der Pflanzen (ZMBP). Was sie gemeinsam haben, bei all ihrer äußerlichen Verschiedenheit: Nicht Stein oder Beton halten sie zusammen, sondern wissenschaftliche Exzellenz. Sie verbinden, eingerichtet als Nachwuchsgruppen der VolkswagenStiftung, Disziplinen oder auch Länder miteinander. Die Universität Tübingen ist dabei einer der Kristallisationskerne dieses Programms, in das deutschlandweit zwischen 1996 und 2003 65 Gruppen aufgenommen wurden. Diese Nachwuchsgruppen sind ein alternativer Weg zur üblichen

Habilitation, um exzellenten jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern die Möglichkeit zu geben, sich für eine Professur zu qualifizieren.

Tübinger Altstadt, Bursagasse 1. Hoch oben im dritten Stock des alten Gemäuers sitzt „Brückenbauer“ Professor Dr. Albert Newen, 41 Jahre alt, dunkle Haare und ein freundliches Lächeln hinter den Brillengläsern. Sein Projekt trägt den Namen: „Selbstbewusstsein und Begriffsbildung beim Menschen. Eine philosophisch-kognitionswissenschaftliche Untersuchung“. Seine Forschungsarbeit verbindet die beiden Ufer Geistes- und Naturwissenschaften. Denn der Philosoph, seit Oktober 2003 in Tübingen Professor für Sprachphilosophie und Philosophie des Geistes, arbeitet eng und interdisziplinär mit einer Arbeitsgruppe aus Psychologen, Neurologen und Medizinern

Am Zentrum für Molekularbiologie der Pflanzen (ZMBP) in Tübingen ist die Gruppe von Dr. Jiří Friml verankert, sie erforscht pflanzliche Wachstumshormone.

Die Neckarmauer: ein traditionell beliebter Treffpunkt Tübinger Studenten. Viele schätzen die „akademische“ Atmosphäre und räumliche Nähe in der Stadt.



an der Universität Köln zusammen. Grundstein für ein stabiles Netzwerk zwischen den Uni-Städten – mit zahlreichen Kontakten ins Ausland, vor allem in die USA.

Den Mediziner und Hirnforscher Professor Dr. Kai Vogeley, Leiter der Kölner Forschergruppe, kennt Newen noch aus gemeinsamen Zeiten an der Universität Bonn, wo beide ihre Habilitationsschriften verfassten. Newen war für seine ebenfalls schon interdisziplinär angelegte Dissertation 1997 bereits mit dem renommierten Bennigsen-Foerder-Preis des Landes Nordrhein-Westfalen ausgezeichnet worden. In Bonn war er Wissenschaftlicher Assistent, als ihn die Zusage für die Nachwuchsförderung erreichte; wenig später folgte schon der Ruf nach Tübingen. Die Nachwuchsgruppe zog mit ihm um, drei Doktoranden gehören zum Team.

Projektziel ist es, eine Theorie zu entwickeln, die menschliches Selbstbewusstsein (im Sinne von: bewusstes Erleben der eigenen mentalen Zustände) und die damit einhergehende Begriffsbildung eines Subjekts (etwa der Ich-Begriff, der Personenbegriff, der Begriff des eigenen Wissens und der zwischenmenschlichen Interaktion) adäquat beschreibt. Das, sagt Newen, eröffne spannende Perspektiven. „Die Kognitionswissenschaft, die sich mit dem Menschen im Denken und Erkennen beschäftigt, ist wie kaum eine andere eine Trendwissenschaft des 21. Jahrhunderts“, schwärmt er. Es sei interessant, wie die Informationstechnologien und neue naturwissenschaftliche Erkenntnisse – zum Beispiel aus der Hirnforschung – unser Menschenbild veränderten. Wie ein



Prototyp für Interdisziplinarität erscheine die Kognitionswissenschaft mit ihrer Verzahnung so unterschiedlicher Fächer wie der Philosophie, Psychologie, Linguistik, Hirnforschung und Informatik. Schon bald, hofft Newen, wird es in Tübingen einen vollwertigen Bachelor-/Master-Studiengang „Kognitionswissenschaften“ geben. „Und ich glaube, ich kann sagen: Die Arbeit meiner Gruppe hat dabei Katalysator-Funktion.“

Er schwärmt sogleich weiter, von Tübingen: „Das Tolle ist: Die ganze Stadt ist praktisch Universität.“ In dieser räumlichen Nähe der Fakultäten liege eine „riesige Chance“. An jeder Straßenecke stolpere man quasi über eine Wissenschaftler-Koryphäe, mit der man in der Mittagspause interessante Gespräche über künftige Kooperationen führen könne. Denn: „Fächerübergreifendes Forschen – und nicht etwa das Festhalten an starren Fakultätsgrenzen – bringt die Wissenschaft letztlich weiter“, ist Newen überzeugt. Diese Überzeugung lässt er nicht nur in seine Arbeit als Gruppenleiter, sondern auch als Hochschullehrer einfließen. So führt er das interdisziplinäre Doktorandenkolloquium „Philosophie der Kognition“ durch und koordinierte im vergangenen Sommersemester die Vortragsreihe „Kognition und Bewusstsein“ des Studium generale zur wissenschaftlichen Weiterbildung.

Fast überflüssig zu erwähnen, dass er auch als Forscher nimmermüde an mehreren Projekten gleichzeitig beteiligt ist: So ist er noch Leiter eines Drittmittelprojekts innerhalb des ebenfalls von der VolkswagenStiftung unterstützten Kooperationsvorhabens „Wissen und Können“, angesiedelt in der Förderinitiative „Schlüsselthemen der Geisteswissenschaften“. Außerdem arbeitet er aktiv daran mit, im Bereich Neurowissenschaften und Ethik zwei Exzellenzzentren zu etablieren. Mit denen will die Universität Tübingen bei dem im Sommer 2005 ausgeschriebenen Exzellenzwettbewerb glänzen. Die fast 530 Jahre alte Hochschule war immer schon

als Hort für hervorragende Geisteswissenschaftler bekannt. Doch auch die Naturwissenschaften haben in den vergangenen Jahrzehnten mächtig aufgeholt: Vier Max-Planck-Institute im Bereich der biologischen Forschung finden sich hier – und mit Professorin Dr. Christiane Nüsslein-Volhard eine Nobelpreisträgerin. Außerdem sind am Standort Tübingen

Professor Albert Newen mit der Doktoranden-
gruppe Philosophie des
Forschungsprojekts
„Selbstbewusstsein“:
Alexandra Zinck M.A.,
Vera Hoffmann M.A.,
Gottfried Vosgerau M.A.
(von rechts)



Eine der sieben Tübinger Nachwuchsgruppen hat „Regieren im 20. Jahrhundert“ zum Thema. Sie wird von Privatdozentin Dr. Gabriele Metzler (Zweite von links) geleitet, hier im Gespräch mit Stephan Scheiper M.A., Andrea Rehling M.A., Margit Mooraij M.A. (von links).

fünf Sonderforschungsbereiche der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) beheimatet. Das kann sich sehen lassen.

Sieben Nachwuchsgruppen der VolkswagenStiftung sind in Tübingen zu Hause, darunter beispielsweise auch jene von Dr. Gabriele Metzler vom Seminar für Zeitgeschichte der Universität zum „Regieren im 20. Jahrhundert“. Dort beschäftigt man sich mit der Zeit zwischen den 1880er und den 1970er Jahren. Das junge Wissenschaftlerteam hat drei zentrale Probleme destilliert, die sich wie ein roter Faden durch die deutsche (und nicht nur die deutsche) Geschichte dieser Zeit ziehen: gesellschaftliche Integration, politische Partizipation und – nach dem Ende familiärer, kirchlicher oder kommunaler Gemeinschaften – das Thema soziale Sicherheit. „Diese allgegenwärtigen Probleme trieben alle politischen Herrschaftssysteme um, vom Kaiserreich über die Weimarer Republik, den Nationalsozialismus bis zur Bundesrepublik und der DDR“, berichtet Metzler. In ihrem Projekt aber bilden sie erstmals die Perspektive, aus der die Geschichte des 20. Jahrhunderts betrachtet wird. Und wenn die junge Wissenschaftlerin die Geschichte aus dieser Sicht erzählt, gewinnt sie eine neue Gegenwartsrelevanz. Ziel der Forschergruppe ist es letztlich, Antworten auf jene Fragen zu finden, die gleichsam als Mosaik die Bedeutung von Regieren im 20. Jahrhundert zeigen. Ein Vergleich mit Ländern wie Frankreich, England oder den USA rundet hier das Bild.

„Die Nachwuchsgruppen der VolkswagenStiftung sind wie ein Spiegelbild dafür, dass die Stadt mit den Pfunden Geist und Natur mittlerweile recht üppig wuchern kann“, verkündet der für Wissenschaft zuständige Prorektor Professor Dr. Dieter Kern nicht ohne Stolz. Ein Satz, den Dr. Dr. Jiří Friml, der einige Kilometer Luftlinie entfernt vom Philosophen Newen auf dem weitläufigen Campus der Biologen forscht, ohne weiteres unterschreiben würde. Wenn er Zeit hätte, zum Kugelschreiber zu greifen. Denn momentan jettet der 32-Jährige von Kongress zu Kongress. Manchmal schickt er auch seine Doktoranden – damit die sich beizeiten vor internationalem Publikum erproben können. Der junge tschechische Biochemiker betrachtet es

als „Glücksfall“, hier in Tübingen, in der Abteilung Entwicklungsgenetik des Zentrums für Molekularbiologie der Pflanzen (ZMBP), seit drei Jahren eine Nachwuchsgruppe leiten zu können. Nicht nur, weil er das Stiftungsgeld für Personal und Geräte „flexibel und ohne bürokratische Vorgaben“ so einsetzen kann, wie es für seine Arbeit notwendig ist. Sondern auch, „weil es für Pflanzenforschung und Zellbiologie in Deutschland zurzeit keinen besseren Standort als das ZMBP gibt“, sagt Friml begeistert. „Nirgendwo sonst gibt es eine so hohe Konzentration von guten, kompetenten Leuten auf einem Fleck.“

Am Beispiel der Modellpflanze *Arabidopsis thaliana* – der Ackerschmalwand – erforscht Friml das Hormon Auxin. Es übernimmt die „Regie“ bei der Bildung von Pflanzenstängel, Blättern und Wurzeln. Friml fand heraus, dass bestimmte Eiweiße das Wachstumshormon an die richtige Stelle dirigieren. Mit seinen Entdeckungen zur Rolle dieser PIN-Proteine lieferte er grundlegende Denkanstöße für sein Fachgebiet. Und auch Pflanzenzüchter und Raumfahrtbiologen profitieren von seinen Forschungsergebnissen. „Pflanzen“, erklärt Friml sein Projekt, „können nicht wie Tiere oder Menschen den Ort wechseln, wenn die Lebensbedingungen ungünstig sind. Sie müssen an ihrem Standort Überlebensstrategien entwickeln. Wie das unter dem Einfluss der PIN-Proteine passiert, das erforschen wir hier.“

Die Begeisterung ist durchaus gegenseitig. Jungforscher wie Friml helfen die deutschland- und weltweite Bedeutung des ZMBP zu zementieren. Denn Jiří Friml, sowohl Doktor der Biologie als auch der Biochemie, ist wohl das, was man als „jugendlichen Überflieger“ bezeichnet. Der Tscheche, der an der Masaryk-Universität in Brno studierte, war gerade mal 28 Jahre alt, als er sich und sein Projekt bei der VolkswagenStiftung vorstellte. Er war zu diesem Zeitpunkt schon seit zwei Jahren Postdoc – davon ein Jahr in Köln am Max-Planck-Institut für Züchtungsforschung, wo er auch seine Dissertation in Biologie verfasst hatte.

Ein DAAD-Stipendium brachte den Doktoranden Friml 1997 ins Rheinland. „Es war eine Zeit, in der die osteuropäischen Länder begannen, in der Wissenschaft intensiven Austausch mit westeuropäischen Ländern zu suchen. Doch viele meiner Studienkollegen schreckten vor dem Schritt zurück, ihre Doktorarbeit in einem fremden Land und in einer fremden Sprache zu verfassen“, erinnert er sich. Friml hatte keine Angst,

außerdem ganz gute Deutschkenntnisse. „Und mein Professor dachte wohl: Der ist verrückt genug, es zu wagen.“ Auch ehrgeizig genug. Immerhin lockte ein Max-Planck-Institut, und so rückte sehr schnell Tübingen in sein Visier. Am ZMBP ist er – ähnlich umtriebig wie der Philosoph Albert Newen – neben seiner Nachwuchsgruppe mit einem Teilprojekt an dem DFG-Sonderforschungsbereich 446 beteiligt. Vor kurzem gewann er für seinen Beitrag den mit 16.000 Euro dotierten Heinz Maier-Leibnitz-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft.


Auf dem Campus baut er nun eine Brücke von West nach Ost. Die Gruppe kooperiert unter anderem eng mit der Akademie der Wissenschaften in Prag, wo sich kürzlich alle Beteiligten zum Meeting versammelten. Und vier der sechs Doktoranden, die Friml in der Nachwuchsgruppe und im SFB betreut, kamen aus osteuropäischen Ländern nach Tübingen, hauptsächlich aus Polen und Tschechien. „Man hat dort in meinem Fachgebiet noch nicht überall den notwendigen hohen Standard erreicht, weil es an Ausstattung fehlt“, bedauert Friml. Für die Doktoranden sei die Gruppe am ZMBP deshalb eine tolle Chance, die Weichen für eine spätere Wissenschaftlerkarriere zu stellen.

Auch Philosoph Albert Newen will mit seiner Doktorandenbetreuung neue Maßstäbe in Tübingen setzen. Er überträgt den jungen Kollegen viel Verantwortung, ließ sie beispielsweise im vergangenen Oktober eine internationale Tagung organisieren. „Wöchentliche Arbeitstreffen und Einzelgespräche sind ein Muss“, sagt er. „Die empirische Forschung für unser Projekt biete ich als gemeinsames Arbeitsinstrument an.“ Das ist in den Geisteswissenschaften nicht die Regel, war es auch in Tübingen bislang nicht. „Normalerweise werden die Dissertationen an einer philosophischen Fakultät eher nebeneinanderher geschrieben“, bedauert Newen. Sein Ideal: seine Doktoranden als Ziehkinder, die er schon während der Magisterarbeit betreut. In Tübingen begleitet er bereits einige Magisterkandidaten, „die großes Interesse haben, sich in ihrer Doktorarbeit mit einem kognitionswissenschaftlichen Thema zu beschäftigen und sich unserer Gruppe anzuschließen“.

Doch vor allem hält er seine „Schäfchen“ dazu an, ins Ausland zu gehen, Erfahrungen zu sammeln. Und neue interessante Kontakte von dort mitzubringen, um sie in das schon bestehende Netzwerk zu integrieren. Dabei profitiert der Nachwuchs von Newens guten Kontakten nach Berkeley, Oxford oder New York. Sorge, die Jungwissenschaftler könnten den

Verlockungen US-amerikanischer Unis erliegen und nicht mehr zurückkehren, hat er nicht. „Sie wissen genau, was sie an Tübingen haben – und an meiner Arbeitsgruppe“, sagt Newen ohne falsche Bescheidenheit.

Mareike Knoke


**NACHWUCHSGRUPPEN AN DER
UNIVERSITÄT TÜBINGEN**

- ⇒ *Priv.-Doz. Dr. Roland Brock*
Interfakultäres Zentrum für Zellbiologie
„Quantitative Analysis of Intracellular Signal Transduction in Cellular Immunity“
- ⇒ *Dr. Dr. Jiř Friml*
Zentrum für Molekularbiologie der Pflanzen
„Mechanisms of plant development: the developmental cell biology of auxin transport in the model plant Arabidopsis thaliana“
- ⇒ *Dr. Martin Giese*
Neurologische Universitätsklinik
„Lernbasierte Repräsentationen für die Wahrnehmung und Planung motorischer Handlungen“
- ⇒ *Dr. Ben Godde*
Institut für Medizinische Psychologie und Verhaltensneurobiologie
„Kortikale Reorganisation und Lernen“
- ⇒ *Dr. Martin Hülskamp*
Botanisches Institut, Zentrum für Molekularbiologie der Pflanzen
„Entwicklungsgenetische Zellbiologie der Pflanzen“
- ⇒ *Priv.-Doz. Dr. Gabriele Metzler*
Seminar für Zeitgeschichte
„Regieren im 20. Jahrhundert. Politik in der modernen Industriegesellschaft, 1880 – 1970“
- ⇒ *Prof. Dr. Albert Newen*
Philosophisches Seminar
„Selbstbewusstsein und Begriffsbildungen beim Menschen. Eine philosophisch-kognitionswissenschaftliche Untersuchung“

Auf dem Weg nach ganz oben

Die Universität Konstanz nutzt das Förderportfolio der VolkswagenStiftung und setzt Akzente



Prof. Dr.
Giovanni Galizia



Prof. Dr.
Andreas Marx



Prof. Dr.
Stefan Mecking



Dr. Jörg Hartig

In einer deutschen Hochschule hat so etwas noch Seltenheitswert: dass junge Wissenschaftler gleich zu Beginn ihrer Karriere eine Arbeitsgruppe leiten, Verantwortung übernehmen und völlig selbstständig forschen können. Dr. Giovanni Galizia stand rund eine Million Euro zur Verfügung, als er im Jahr 1999 im Alter von 36 Jahren mit Stiftungsgeldern eine Nachwuchsgruppe am Neurobiologischen Institut der Freien Universität Berlin einrichten konnte. Gemeinsam mit seinen Diplomanden, Doktoranden und technischen Mitarbeitern trieb er fünf Jahre lang seine Forschung über die Wahrnehmung von Düften bei der Fruchtfliege *Drosophila* voran, profilierte sich in der Wissenschaft – und erhielt schließlich einen Ruf in die USA, später einen an die Universität Konstanz. Dort hat er seit dem Jahr 2005 eine C4-Professur für Neurobiologie inne. Eine steile Karriere, die im deutschen Hochschulsystem deshalb etwas Besonderes ist, weil nur wenige überhaupt die Chance erhalten, so früh eigenständig ihren Forschungsideen nachzugehen und sich als innovative Wissenschaftler zu beweisen. Und für die es einer Hochschule bedarf, die sich gegenüber entsprechend innovativen Beschäftigungsmodellen in der Wissenschaft offen zeigt.

In Konstanz ist Galizia ein Kollege von Dr. Andreas Marx, 37 Jahre alt und ebenfalls Inhaber einer C4-Professur. Auch er war Kopf einer vormals von der VolkswagenStiftung eingerichteten Nachwuchsgruppe – ein Angebot, von dem zwischen 1996 und 2003 bundesweit insgesamt 65 Wissenschaftlerteams profitierten. Von 1999 an bis Anfang 2004 leitete der heutige Professor für Organische Chemie seine Gruppe junger Forscherinnen und Forscher an der Universität Bonn. Und auch er konnte zu einem ungewohnt frühen Zeitpunkt eigenständig mit seiner wissenschaftlichen Arbeit beginnen: „In einer Weise, die hier zu Lande auf Grund zumeist mangelnder Ausstattung sonst nicht einmal mit einer C3-Stelle möglich ist.“ 1,2 Millionen Euro für fünf Jahre erhielt Marx von der VolkswagenStiftung, 250.000 Euro davon für Geräte und Laborausstattung. Das sei ein Volumen, mit dem man nicht nur für sich selbst langfristig planen könne, sondern auch Interesse bei richtig guten Studierenden wecke. Einen Teil seiner in Bonn aufgebauten Nachwuchsgruppe hat Marx 2004 mit nach Konstanz



genommen, die ersten Abschlüsse sind gemacht. Einer seiner Doktoranden hat „noch vor Beendigung der Promotion einen Job in der Industrie bekommen“, berichtet Marx.

Für den Chemiker gehört die Nachwuchsförderung der VolkswagenStiftung zum „Nonplusultra der deutschen Wissenschaftsförderung“. Er selbst habe enorm profitiert, weil er so früh schon eigenständig habe arbeiten können. So kam ihm, als er 2003 seine Berufungsverhandlungen in Konstanz führte, auch gleich der Gedanke, dass bald ein weiterer junger Forscher in den Genuss dieser Förderung gelangen sollte – ein künftiger Kollege am eigenen Fachbereich.

Gemeinsam mit dem Konstanzer Materialwissenschaftler Dr. Stefan Mecking, der im Rahmen der Stiftungsinitiative „Komplexe Materialien“ gefördert wurde und heute die Professur für Chemische Materialwissenschaft an der Hochschule innehat, tüftelte Marx dann „irgendwann beim Bier“ Folgendes aus: Welche Richtung müsste eine zusätzliche Professur am Fachbereich Chemie haben, um den Fachbereich insgesamt voranzubringen?

Eine Frage, für die sich schnell auch die Konstanzer Universitätsleitung interessieren ließ. Heraus kam eine Art Brückenschlag zwischen der materialwissenschaftlich ausgerichteten Forschung Professor Meckings am Chemischen Institut und jener von Professor Marx, die eher lebenswissenschaftlich orientiert ist. Mit diesem Konzept in Händen (und hier kommt Wissenschaftler Nummer vier ins Spiel) suchten die Verantwortlichen an der Hochschule einen geeigneten jungen Forscher – und fanden schließlich Dr. Jörg Hartig. Hartig, gerade einmal 30 Jahre alt und soeben noch Postdoc in Stanford, wurde aufgefordert, sich auf eine so genannte Lichtenberg-Professur der VolkswagenStiftung zu bewerben.

Dieses noch junge Förderinstrument der Stiftung ist quasi der Nachfolger des Nachwuchsgruppen-Programms. 2004 wurden die ersten fünf Lichtenberg-Professuren eingerichtet, seit 2005 fördert die Stiftung bundesweit acht weitere herausragende junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler unterschiedlicher Disziplinen. Die Höhe der Fördermittel entspricht der einer Nachwuchsgruppe, und „dies ermöglicht es den jungen Professorinnen und Professoren, sich ein opti-

males Umfeld für ihre Forschungsarbeit zu verschaffen“, sagt Dr. Wilhelm Krull, Generalsekretär der VolkswagenStiftung. Außerdem bringe diese Exzellenzförderung zwangsläufig mit sich, dass Universitäten mit der Gewinnung der „besten Köpfe“ hoch qualifizierte Forschungskapazitäten aufbauten und zukunftssträchtige Gebiete bei sich verankern könnten.

Dass Universitäten mit dem Instrument der Lichtenberg-Professuren nun auf besonders substanzielle und nachhaltige Weise Strukturplanung betreiben können, macht diese Förderung auch für Professor Dr. Bernhard Schink, Prorektor für Forschung an der Universität Konstanz, so wertvoll: „Der Förderzeitraum von bis zu acht Jahren ist lang genug, damit sich ein Fach ausreichend entwickeln kann und neue Akzente außerhalb der üblichen Strukturplanung gesetzt werden können.“ Außerdem sei die Lichtenberg-Professur derart gut ausgestattet, dass damit „nicht nur eine Lücke gefüllt wird, sondern neue Forschungsstrategien verfolgt werden können“. Das sei mehr als ein Anreiz für eine Hochschule, sich darum zu bemühen. Die Konstanzer haben das früh erkannt.

Im Falle der Lichtenberg-Professur, von der jetzt die Universität Konstanz – in Gestalt von Dr. Jörg Hartig – profitiert, heißt das, dass sich eine neue Arbeitsrichtung zwischen den Forschungsinteressen Meckings und Marx' entwickeln soll. Während Hartig zunächst an seinem derzeitigen Thema, der RNA-Interferenz, weiterarbeiten wird, will er sich mittelfristig von der bisher an den *Life sciences* ausgerichteten Forschung hin zur Nanobiotechnologie orientieren – und damit Meckings Materialforschung annähern. Klären will das Trio schließlich, inwieweit Biomoleküle wie Nukleinsäuren und Proteine zum gerichteten Aufbau von funktionalen Architekturen in der Nanotechnologie genutzt werden können.

Ein Vorhaben, mit dem die jungen Chemiker neue methodische und inhaltliche Akzente setzen wollen in der Konstanzer Chemie – und ein Vorhaben zugleich, das durchaus Chancen hat auf längerfristige Verwirklichung. Denn, und so viel Planbarkeit ist ganz und gar unüblich an deutschen Hochschulen: Dank der Förderbedingungen der Lichtenberg-Professuren wird Hartig, wenn er sich bewährt, länger als fünf oder acht Jahre in Konstanz forschen und lehren können. Ihm winkt eine „Tenure-track“-Option, die unumstößlicher Bestandteil sein muss einer Bewerbung seitens der Hochschule um eine solche Professur. Das bedeutet: Nach Ablauf der Förderung

durch die VolkswagenStiftung, also nach fünf bis acht Jahren, muss die Lichtenberg-Professur an der Universität in eine Planstelle umgewandelt werden – soweit die Evaluation durch hochkarätige Gutachter vier Jahre nach Einrichtung der Professur positiv verlaufen ist.

So kann Hartig seine Forschungsvorhaben, und davon profitiert dann zwangsläufig die Universität, langfristig und im Kontext der Stärken vor Ort planen. Gerade das unterscheidet ihn merklich von den meisten Nachwuchswissenschaftlern im deutschen Hochschulsystem, die lediglich befristete Verträge haben. Kaum eine Juniorprofessoren- oder Habilitandenstelle bietet diese Perspektive. Im Gegenteil: „Unter deutschen Nachwuchswissenschaftlern dominiert die Angst“, sagt Giovanni Galizia. Er engagierte sich lange Zeit als Sprecher der Arbeitsgruppe Wissenschaftspolitik der Jungen Akademie, einer ebenfalls stiftungsgeförderten Vereinigung qualifizierter Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler, angebunden an die Leopoldina und die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften. Galizia hat diese Verunsicherung bei Gesprächen zwischen jungen Forschern beobachtet: „Bei Deutschen ist die erste Frage immer: Was hast du jetzt für eine Stelle? Wie lange noch? Und was dann? Amerikaner aber fragen: Was forschst du gerade? Was hast du Neues herausgefunden?“ Hier mache sich das in den USA übliche Tenure-track-Verfahren positiv bemerkbar, das die Entfristung eines *assistant professor* zum *associate professor* erlaubt.

Und so hofft auch die VolkswagenStiftung, dass nach den Nachwuchsgruppen – die die Einführung von Juniorprofessuren in Deutschland maßgeblich befördert haben – ebenfalls die hochinnovativen Lichtenberg-Professuren ihre Spuren im deutschen Wissenschaftssystem hinterlassen werden. Entscheidungsträger in der Wissenschaft sollen sich durchaus ermutigt fühlen, die heute noch absolute Ausnahme des „Tenure track“ allmählich zur Regel werden zu lassen. Denn so viel ist klar: Wenn Deutschland seinen Nachwuchsforschern künftig nicht bessere und sichere Arbeitsbedingungen bietet, werden sie weiter abwandern und hier zu Lande fehlen. Doch immerhin sind inzwischen einige Universitäten wie jene in Konstanz dabei, auf dieses Problem abgestimmte Instrumente der Forschungsförderung zu nutzen – und hier entsprechend gegenzusteuern.

Dorothee Menhart



Großbaustelle Berlin

Die VolkswagenStiftung unterstützt die Berliner Hochschulen bei ihrer Suche nach neuen Zukunftsfeldern

Seit 15 Jahren drehen sich die Kräne, kommen die Bagger nicht zum Stillstand: Berlin ist eine einzige Baustelle, denn kaum eine deutsche Stadt ist derart in den Strudel der gesellschaftlichen Umwälzungen geraten wie die Bundeshauptstadt. Auch die Berliner Hochschulen und die zahlreichen Forschungsinstitute stehen vor enormen Veränderungen. Vier Universitäten, sieben Fachhochschulen, mehr als hundert unabhängige Institute zu nahezu jedem Fachgebiet und Europas größtes Universitätsklinikum: Hunderttausende Studierende und Wissenschaftler tummeln sich in der Stadt. Weil die öffentlichen Kassen leer sind, müssen die Institutionen Speck abwerfen, muss effektive Arbeitsteilung und Profilbildung greifen, wo früher die Mauer jedwede Kooperation unterband.

Die VolkswagenStiftung hat die Berliner Wissenschaft in diesem Prozess der strukturellen Reformen besonders unterstützt. Dabei investierte sie vor allem in junge, fähige Köpfe, denn die Berliner Hochschulen bewältigen zurzeit einen

einzigartigen Generationswechsel: Mehr als zwei Drittel der Hochschullehrer gehen bis zum Jahr 2007 in Pension.

Zwischen 1996 und 2003 bewilligte die VolkswagenStiftung 14 von bundesweit insgesamt 65 Nachwuchsgruppen nach Berlin, eine weitere zog von Freiburg in die Metropole um. Neun Forscherteams arbeitete beziehungsweise arbeiten an Humboldt-Universität und Charité, vier an der Technischen und zwei an der Freien Universität. Als dieses ambitionierte Programm 2003 endete, legte die Stiftung die so genannten Lichtenberg-Professuren auf. Und wiederum zeigte sich „Berlin“ erfolgreich: Sechs der bisher bewilligten 13 Lichtenberg-Professoren gingen in die Bundeshauptstadt – davon allein vier an die Charité, die mit den neuen, ausgewiesenen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern ihre biomedizinischen Cluster voranbringen will. Die beiden weiteren Professoren haben die Humboldt-Universität als neue Wirkungsstätte. So sind die Hochschulen trotz ihrer klammen Budgets in der

Der Neurologe Dr. Matthias Endres ist mit seiner Lichtenberg-Professur an der Charité angesiedelt – und dort am Aufbau des Centrums für Schlaganfallforschung Berlin (CSB) beteiligt.



Lage, neue Professorinnen und Professoren mit innovativen Forschungsgebieten nach Deutschland zu holen. Sie können mit den atemberaubenden Entwicklungen in den Wissenschaften mithalten und ihre Fächerstruktur für die nächsten Jahrzehnte profilieren. Und wer auf eine Lichtenberg-Professur berufen wird, erhält auch langfristig ein hohes Maß an Sicherheit: Haben sich die Forscher bewährt und ihr Forschungsgebiet vorangebracht, können sie – eine positive Zwischenevaluation vorausgesetzt – mit Ablauf der Förderung durch die Stiftung auf eine reguläre Professur übernommen werden. Vorbild hierfür ist das amerikanische „Tenure-track“-System.

Im Brennpunkt der Großbaustelle Berlin steht zweifellos das größte Forschungs Krankenhaus Europas, die Charité: Mehr als 11.000 Angestellte, darunter rund 2400 Wissenschaftler, unterrichten an verschiedenen Standorten im Stadtgebiet über 5000 Studierende und Auszubildende in Humanmedizin, Zahnmedizin, Pflege und medizinischer Physik. Mehr als 350.000 Patienten werden dort jährlich behandelt, ambulant und stationär. Um diesen Supertanker der Hochleistungsmedizin für die kommenden Jahrzehnte flottzumachen, hat der Berliner Senat beschlossen, die Klinikstandorte unter einem Dach zu vereinen: 128 Kliniken und theoretische Institute sollen künftig in 17 Schwerpunktzentren strukturiert werden, um ein klares Profil zu erhalten.

Ein Beispiel ist das im Juni 2005 gegründete Centrum für Schlaganfallforschung Berlin (CSB), an dem Dr. Matthias Endres eine der ersten Lichtenberg-Professuren überhaupt antrat. Der 36-jährige Neurologe nutzt die mit gut einer Million Euro geförderte Professur, um eines der wichtigsten Probleme der modernen Medizin zu lösen: „Der Schlaganfall ist die dritthäufigste Todesursache und der häufigste Grund für lang andauernde Pflegebedürftigkeit in der westlichen Welt“, erläutert er. Bei einem Schlaganfall setzt sich meist ein Blutgerinnsel im Gehirn fest und blockiert die Versorgung mit Sauerstoff. Endres gelang es zu zeigen, dass die stimulierte Ausschüttung von Stickstoffmonoxid im menschlichen Körper die Durchblutung und Versorgung des Gehirns fördert – zum Schutz der Patienten während des Schlaganfalls. Er will nun untersuchen, ob der Körper so viel Stickstoffmonoxid bilden kann, dass sich ei-

nem Schlaganfall sogar vorbeugen lässt. In einem zweiten Ansatz geht er neuen Ideen aus der Grundlagenforschung nach, die er seit 1995 bei Forschungen an der Harvard Medical School und an der Humboldt-Universität in Berlin fand: Genetiker haben ausgereifte Nervenzellen dazu gebracht, sich wieder zu teilen. Dies öffnet vielleicht neue Wege zu einer regenerativen Therapie, bei denen sich die Patienten nach einem Schlaganfall wieder erholen.

Seine Kollegin Dr. Susann Schweiger hat ihre Lichtenberg-Professur an der Klinik für Dermatologie, Venerologie und Allergologie angetreten. An den Grenzlinien zwischen Pathologie, Biochemie und Genetik charakterisiert sie Gene mit Blick auf Therapien für Erkrankungen, die sich auf den Defekt eines einzigen Gens zurückführen lassen – die so genannten monogenen Erbkrankheiten. Die 35-Jährige kombiniert die klinische Beschreibung einer Krankheit mit der zellbiologischen und der biochemischen Analyse der hinter dem Krankheitsbild stehenden molekularen Prozesse. Bevor sie die mit gut 1,2 Millionen Euro ausgestattete Lichtenberg-Professur annahm, arbeitete sie als Gruppenleiterin am Max-Planck-Institut für molekulare Genetik in Berlin. Wie bei Matthias Endres hätte sich die Charité auch in ihrem Fall ohne die Hilfe der VolkswagenStiftung allein aus finanziellen Zwängen heraus schwer getan, diesen innovativen Ansatz mit einem Lehrstuhl zu unterstützen.

Und noch ein weiteres Beispiel gelungener Profilbildung, das aufzeigt, wie die Berliner Charité ihren Ruf als europaweit führende Forschungsstätte der Hochleistungsmedizin zementieren will: Der Biologe Dr. Max Löhning wird an der Charité eine Lichtenberg-Professur zur klinischen Immunologie übernehmen. Mit Unterstützung der VolkswagenStiftung kann der 36-jährige Forscher jetzt dem „Gedächtnis des Immunsystems“ von Wirbeltieren auf den Grund gehen. Spezielle Zellen im Körper sind in der Lage, bereits bewältigte Attacken von Krankheitserregern zu erinnern. So gelingt es ihnen, den Organismus vor diesen Erkrankungen künftig zu schützen. Solche Gedächtniszellen sind bislang unzureichend erforscht, ihr Verständnis könnte aber das Tor zu völlig neuen Impfstrategien aufstoßen. Löhning forschte jahrelang in den USA und arbeitet seit 2002 als Fellow der Ernst Schering

Bundesforschungsministerin
Edelgard Bulmahn und Professor
Karl Max Einhäupl, Vorsitzender
des Wissenschaftsrats, im Juni
2005 bei der Eröffnung des CSB



Forschungsstiftung am Universitätsspital in Zürich. Mit den Mitteln der VolkswagenStiftung kann ihm die Charité ein lukratives Angebot machen, nach Deutschland zurückzukehren. Und gerade darin zeigt sich ein wesentliches Ziel des „Förderinstruments Lichtenberg-Professuren“: renommierte Forscher aus dem Ausland dafür zu begeistern, ihre Arbeiten hier zu Lande fortzusetzen.

Die vierte Lichtenberg-Professur, mit der die Charité zu neuen Horizonten aufbricht, wird von dem 43-jährigen Neurophysiologen Professor Dr. Alexander Thiele ausgefüllt. Auch er lehrte und forschte im Ausland, an der Universität von Newcastle upon Tyne in England. Thiele will in Berlin die neurologischen Grundlagen der Aufmerksamkeit und der bewussten Wahrnehmung erforschen, vor allem im Hirn von Rhesusaffen und Menschen. Er beschränkt sich dabei auf das visuelle System, also auf die Wahrnehmung durch die Augen, die Netzhaut und die anschließende Verarbeitung der Reize im Gehirn. Moderne bildgebende Verfahren sollen die psychophysischen, elektrophysiologischen und neuropharmakologischen Experimente ergänzen.

Die neue Charité vereint die beiden medizinischen Fakultäten der Humboldt-Universität und der Freien Universität. Zumindest die Humboldt-Universität hat zwei weitere Lichtenberg-Professuren genutzt, um ihr Forschungsprofil zu schärfen: Dr. Wolfgang Kießling wird künftig untersuchen, wie sich ozeanische Ökosysteme im Laufe der Erdgeschichte herausgebildet und stabilisiert haben. Dieses Forschungsgebiet aus der Paläobiologie ist noch sehr jung. Die Professur ist am Berliner Museum für Naturkunde angesiedelt, das zur Humboldt-Universität gehört. Kießlings Forschungen zielen vor allem auf die ökologische Evolution von Riffen im Verlauf der vergangenen 590 Millionen Jahre. Der 40-jährige Paläontologe integriert darin verschiedene Forschungsansätze aus der Evolutions- und der theoretischen Biologie sowie zum Erdsystem – Gebiete, die bereits stark an der Humboldt-Universität vertreten sind.

Die zweite Lichtenberg-Professur der Humboldt-Universität ist in der Physik angesiedelt. Ziel von Dr. Jan Plefka ist es, das Verständnis der Stringtheorie zu vertiefen und zu klären, in welchem Verhältnis diese zu Supermembranen und Matrixtheorien steht – allesamt hochaktuelle Ansätze, mit denen die Physiker das Universum erklären wollen. Das Modell der Stringtheorie ist noch unvollständig, die experimentel-

le Bestätigung steht weiterhin aus. So lässt die Theorie beispielsweise einige neue Elementarteilchen des Universums erwarten. Derzeit wird an einer neuen Generation von Teilchenbeschleunigern gearbeitet, um diese Grundbausteine tatsächlich zu finden. Obwohl am Max-Planck-Institut für Gravitationsphysik in Potsdam schon seit längerem eine international führende Forschergruppe zur Stringtheorie arbeitet, fehlte in der Region bisher – wengleich an der HU mit



LICHTENBERG-PROFESSUREN IN BERLIN

Charité – Universitätsmedizin Berlin

- ⇒ Prof. Dr. Matthias Endres
Department of Neurology
„Interdisciplinary stroke research“
- ⇒ Prof. Dr. Max Löhning
Schwerpunkt Rheumatologie und Klinische Immunologie
„Immunological memory against viruses“
- ⇒ Prof. Dr. Susann Schweiger
Klinik für Dermatologie, Venerologie und Allergologie
„Monogenic phenotypes as gateways to signalling networks in development and disease“
- ⇒ Prof. Dr. Alexander Thiele
Institut für Neurophysiologie
„Mechanisms of visual attention: a multilevel and multidisciplinary approach“

Humboldt-Universität Berlin

- ⇒ Prof. Dr. Wolfgang Kießling
Museum für Naturkunde
„Clinical and molecular neurogenetics“
- ⇒ Prof. Dr. Jan Plefka
Institut für Physik
„The fundamental structure of string theory and its relation to gauge field theories“



Mit ihren Forschungen zu monogenen Erbkrankheiten war auch Dr. Susann Schweiger der Charité willkommen; seit April 2005 ist sie dort als Lichtenberg-Professorin tätig.

Forschergruppe, die im November 2006 ausläuft, warb insgesamt rund 1,5 Millionen Euro an Drittmitteln ein – hier wird überdeutlich, welche Initialzündung die Förderung der VolkswagenStiftung hatte. Das umtriebige Wissenschaftlerteam wirkt am Bernstein Zentrum für Computational Neuroscience mit, in dem verschiedene Berliner Hochschulen und Forschungsinstitute zusammenarbeiten – unter anderem die Technische Universität. Dort hat sich Dr. Wiskott um eine Professur beworben, daneben um weitere Lehrstühle im In- und europäischen

Dr. Ilka Agricola wiederum eine von der Stiftung geförderte Nachwuchsgruppe auf dem Gebiet aktiv ist – eine Professur zur theoretischen Physik mit dieser speziellen Ausrichtung. Diese Lücke hat die Humboldt-Universität nun mit Hilfe der VolkswagenStiftung geschlossen.

Um in jungen Forschungsfeldern mitzumischen, brauchen die Universitäten neben Geld vor allem Ermutigung. Als die Humboldt-Universität im August 1999 den Physiker Dr. Laurenz Wiskott an ihr neues Innovationskolleg für Theoretische Biologie – übrigens in Kooperation mit der Charité – holte, leistete er bereits wichtige Beiträge zur „Entdeckung der Langsamkeit“ und galt als Grenzgänger der Wissenschaft. Die VolkswagenStiftung machte ihn kurze Zeit später zum Leiter einer Nachwuchsgruppe mit dem Thema „Lernen von Invarianzen aus Sensordaten: Biologische Prinzipien und technische Anwendungen“, die sie mit rund 1,1 Millionen Euro förderte. Wiskott und sein Team untersuchen, wie es Lebewesen schaffen, Objekte in beliebiger Position, Größe, Orientierung oder Beleuchtung in kürzester Zeit zu erkennen – beispielsweise ein Tier während eines Lichtblitzes oder die Wörter beim Lesen einer Zeitung. Das menschliche Gehirn bewältigt solche Aufgaben mit Leichtigkeit, Computer haben damit enorme Schwierigkeiten.

„Die intelligenten Leistungen müssen auf eigentlich einfache Prozesse zurückzuführen sein“, mutmaßt Laurenz Wiskott. Er hat die Selbstorganisation des Gehirns auf einer höheren, abstrakteren Ebene im Blick, im Grenzgebiet zur Informatik. Seine

Ausland. „Ich würde gern in Berlin bleiben“, bekennt er. „Denn in diesem jungen Fachgebiet hat sich hier eine tolle Community gebildet, die über die Grenzen der Institutionen hinweg kooperiert.“ Das Bernstein Zentrum bereitet beispielsweise einen Masterstudiengang in Computational Neuroscience vor, den Wiskott maßgeblich mit konzipiert hat.

Auch die Geistes- und Gesellschaftswissenschaften an der Humboldt-Universität machen mit Hilfe der VolkswagenStiftung eine Verjüngungskur durch und orientieren sich neu. Seit November 2001 leitet Dr. Klaus Schlichte eine Nachwuchsgruppe zur Konfliktforschung: Galt der Krieg bis vor wenigen Jahrzehnten als Gewaltakt zwischen Staaten, sind kriegerische Konflikte der Gegenwart meist anders strukturiert. Staatliche, paramilitärische und private Interessengruppen konkurrieren gewaltsam um die Macht und dominieren die moderne Kriegsführung. Der Charakter dieser Gruppen ist bedeutsam für die Konfliktbewältigung durch politische Akteure. Die Nachwuchsgruppe, die von der VolkswagenStiftung rund 925.000 Euro erhielt, legt ihre Schwerpunkte auf die sozialen Ursprünge und Modi der Rekrutierung dieser Gruppen und auf deren innere Organisation während des Krieges. Ein wichtiges Augenmerk gilt der Transformation solcher bewaffneter Gruppen nach dem Konflikt. Das ist hochbrisant, nicht nur in Afghanistan, im Irak oder bei den Kindersoldaten des Schwarzen Kontinents.

Die Berliner Universitäten stehen unter dem Druck, ihre Profile besser aufeinander abzustimmen. Das gilt vor allem für

die Geisteswissenschaften, die an der Humboldt-Universität und der Freien Universität traditionell stark ausgebaut sind. Die einzige Nachwuchsgruppe der VolkswagenStiftung in den Geisteswissenschaften der Freien Universität ist am Institut für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft angesiedelt. Dr. Martin von Koppenfels erforscht dort die „Rhe-

torik der Immunität. Das Paradigma des unempfindsamen Textes“. 780.000 Euro stehen der dreiköpfigen Arbeitsgruppe seit Anfang 2003 zur Verfügung. Sie widmet sich einer modernen Tradition europäischer Erzähler, die im 19. Jahrhundert aufkam: Schriftsteller von Flaubert über Kafka bis Beckett verweigerten sich systematisch der Einfühlung durch den Leser.



NACHWUCHSGRUPPEN IN BERLIN

Charité – Universitätsmedizin Berlin

- ⇒ Dr. Roland Beckmann
Institut für Biochemie
„Cryo-electron microscopy of the endoplasmic reticulum protein targeting and translocation machinery“
- ⇒ Dr. Ivo Buschmann
(zunächst an der Universität Freiburg angesiedelt)
Center for Cardiovascular Research
„Circulating monocytes, hemopoietic precursors and their role in arteriogenesis (collateral artery growth)“
- ⇒ Priv.-Doz. Dr. Gerd Kempermann
Neurologische Klinik
„Permissive Bedingungen für Neurogenese im erwachsenen ZNS“
- ⇒ Prof. Dr. Christian Spahn
Institut für Medizinische Physik und Biophysik
„Signal structures of the mRNA and their interaction with the translational apparatus – cryo-electron microscopy of macromolecular machines“

Humboldt-Universität Berlin

- ⇒ Dr. Ilka Agricola
Institut für Reine Mathematik
„Special geometrics in mathematical physics“
- ⇒ Priv.-Doz. Dr. Stefan Liebig
Institut für Sozialwissenschaften „Interdisziplinäre soziale Gerechtigkeitsforschung“
- ⇒ Dr. Michal Or-Guil
Innovationskolleg Theoretische Biologie
„Dynamical Mechanisms of B-Cell Selection and Characterization of Protein Binding Properties: Theoretical and experimental investigations“
- ⇒ Dr. Klaus Schlichte
Institut für Sozialwissenschaften
„Die Mikropolitik bewaffneter Gruppen“

- ⇒ Dr. Laurenz Wiskott
Innovationskolleg Theoretische Biologie
„Lernen von Invarianzen aus Sensordaten: Biologische Prinzipien und technische Anwendungen“

Technische Universität Berlin

- ⇒ Dr. Robert Berger
Institut für Chemie
„Chemistry that matters – from structure of matter to structures in spectra“
- ⇒ Dr. Petra Klumb
Public Health TEL 11-2
„Geschlecht, Ressourcen und Gesundheit in der Erwerbs- und Familienarbeit“
- ⇒ Dr. Thomas Noll
Institut für Kommunikations- und Softwaretechnik
Forschungsgruppe KIT – MaMuTh
„Arbeitsgruppe für Mathematische Musiktheorie: Computergestützte Repräsentation, Analyse und Vermittlung musikalischer und musiktheoretischer Strukturen“
- ⇒ Dr.-Ing. Leon Urbas
Zentrum Mensch-Maschine-Systeme
„Bedienermodelle in dynamischen Mensch-Maschine-Systemen“

Freie Universität Berlin

- ⇒ Prof. Dr. Giovanni Galizia
Institut für Neurobiologie
„Olfaktorische Codierung im Antennallobus der Fruchtfliege *Drosophila melanogaster*“
- ⇒ Dr. Martin von Koppenfels
Institut für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft
„Rhetorik der Immunität. Das Paradigma des unempfindsamen Textes“



Dr. Klaus Schlichte, HU Berlin



Dr. Martin von Koppenfels, FU Berlin



Dr.-Ing. Leon Urbas, TU Berlin

„Die Schriftsteller lockten ihre Leser nicht mehr in eine Welt großer Gefühle und extremer Zustände, stattdessen prallte der Leser gegen eine Wand von Ironie und Abwehr“, erläutert von Koppenfels. Um diese literarischen Strategien der Immunisierung aufzuspüren, kooperiert der 38-jährige Literaturwissenschaftler über die Grenzen von Fächern und Ländern hinweg: Internationale Tagungen, auch mit Wissenschafts- und Medizinhistorikern, münden unter anderem in eigene Buchprojekte. Ihn reizte „die Aussicht auf den akademischen Freiheitsgewinn, in einer kleinen Gruppe ohne Abhängigkeiten an einem Thema ganz selbstständig arbeiten zu können“, bekennt er. Ohne Förderung durch die Stiftung wäre das für die Kulturwissenschaften unschätzbar wichtige Thema wohl den Sparvorgaben der Hochschule zum Opfer gefallen.

Sich selbst und der Universität neue Freiräume in Forschung und Lehre zu schaffen, mit diesem Credo ist auch Dr.-Ing. Leon Urbas angetreten. Er leitet seit Oktober 2000 eine Nachwuchsgruppe der VolkswagenStiftung an der Technischen Universität in Berlin – jener Hochschule, die sich derzeit einem ungeheuer dynamischen Wandel ihrer klassischen Kernfächer im Bereich Technik und Wirtschaft ausgesetzt sieht. Leon Urbas modelliert Bediensysteme zur Interaktion von Menschen mit Maschinen. Auch er sprengt althergebrachte Grenzen, indem er die ingenieurwissenschaftliche Modellbildung mit Erkenntnissen aus der Psychologie und der künstlichen Intelligenz paart. Sein Ziel ist es, menschliches Verhalten in komplexen Situationen zu modellieren – sowohl als theoretisches Problem als auch mit Blick auf die technische Anwendung. Die Stiftung bewilligte ihm für seine Gruppe rund 1,2 Millionen Euro; durch das erfolgreiche Einwerben weiterer Drittmittel stehen ihm für seine Forschungen zum Thema inzwischen über drei Millionen Euro zur Verfügung. Hier sprechen schon allein die nackten Zahlen für die erfolgreiche Arbeit der Nachwuchsgruppe.

Seit Oktober 2004 ist Urbas Sprecher des neuen Graduiertenkollegs „Prospektive Gestaltung von Mensch-Technik-Interaktion“; dort bringt er Ingenieure, Informatiker und

Psychologen zusammen. „So fördern wir auch den Dialog und den Austausch von Wissen zwischen den Human- und den Ingenieurwissenschaften“, erklärte er bei der Gründung des Graduiertenkollegs. Das Kolleg sei ein Beispiel dafür, wie sich herausragende Forschung und innovative Promotionsbetreuung ergänzen. An dem Graduiertenkolleg beteiligen sich zwei große Fakultäten, das Zentrum für Mensch-Maschine-Systeme der TU Berlin sowie das Kompetenzfeld Virtuelle Produktentwicklung des Fraunhofer-Instituts für Produktionsanlagen und Konstruktionstechnik und das Institut für Psychologie der Humboldt-Universität.

Fest steht für alle Nachwuchsgruppenleiter und Lichtenberg-Professoren, dass diese Förderinstrumente, die zudem im Wettbewerbsverfahren vergeben werden, in ihren Universitäten ein Stück konkreter Hochschulreform verkörpern – und das gilt natürlich nicht nur für Berlin. Letztlich habe, so ist bei allen immer wieder herauszuhören, die VolkswagenStiftung einen doppelt innovativen Ansatz geschaffen: Forschung organisiert sich zwangsläufig neu, und Interdisziplinarität ist ein Muss. Durch die Verknüpfung zumeist verschiedener Wissenschaftsdisziplinen unter dem Dach eines gemeinsamen Forschungsprojektes wie bei den Nachwuchsgruppen ergeben sich in der Regel neue Sichtweisen, Untersuchungsansätze und wissenschaftliche Ergebnisse, die bei der Beschränkung auf eine Disziplin nicht zu Stande kommen würden. Die Forschungsergebnisse und die Berufungen der Nachwuchsgruppenleiter auf attraktive Lehrstühle bestätigen denn auch den Erfolg dieser Förderinstrumente ebenso wie die hohe Zahl von Bewerbungen, die die Stiftung dazu erreichten und erreichen.

Und so bekräftigen die Geförderten unisono, dass die Nachwuchsgruppenleitung beziehungsweise die Lichtenberg-Professur das Beste gewesen sei, was ihnen zu diesem Zeitpunkt ihrer wissenschaftlichen Karriere habe passieren können. Und das Rennen um diese klugen Köpfe hat dabei im großen Stil Berlin gemacht.

Heiko Schwarzburger

Hochschule der Zukunft

Wegweisende Angebote für einen Wissenschaftsstandort
Deutschland, der internationalen Maßstäben genügt

Graduiertenschulen, Exzellenzcluster, Zukunftskonzepte für die Universitäten. Das sind die Zauberwörter, die Deutschlands Wissenschaft und Forschung wieder zu internationaler Anerkennung verhelfen sollen. Doch vor allem brauchen die Universitäten mehr Freiheit und Wettbewerb, damit Innovation und Spitzenforschung Raum haben sich zu entwickeln. Die VolkswagenStiftung hat den deutschen Hochschulen immer wieder Wege aufgezeigt, sich entsprechend zu entfalten – etwa in den 1990er Jahren mit der Förderinitiative „Leistungsfähigkeit durch Eigenverantwortung“, dem größten nicht-staatlich finanzierten Programm zur Universitätsreform in Deutschland. Ein Jahrzehnt lang haben deutsche Hochschulen von der VolkswagenStiftung hierdurch bereits Unterstützung in ihren Reformbemühungen erhalten: „Leistungsfähigkeit ist dabei das Ziel gewesen, das nie aus den Augen verloren wurde – und Eigenverantwortung der Weg“, bringt es Dr. Wilhelm Krull, Generalsekretär der VolkswagenStiftung, auf den Punkt. Zehn Hochschulen waren seinerzeit für die Reforminitiative ausgewählt und mit insgesamt knapp zwölf Millionen Euro gefördert worden. Dabei ging es in jedem dieser Fälle – und geht es immer noch – ganz konkret um die Veränderung der universitären Wirklichkeit, weniger um theoretischen Erkenntniszuwachs. „Denn letztlich war damals schon klar, dass es den Hochschulen besser als bis dato gelingen muss, den an sie gestellten Anforderungen in Forschung, Lehre, Ausbildung und Wissenstransfer gerecht zu werden“, fügt Krull hinzu.

Nachfolger dieses Reformprogramms der Stiftung ist die Initiative „Hochschule der Zukunft“. Hier geht es darum, exemplarisch Projekte zu fördern, die in besonderer Weise auf strukturelle Innovationen und auf die Internationalisierung der Hochschulen zielen – wobei es sich in jedem Fall um Vorhaben handeln muss, die sich auch im Vergleich zu anderen kreativen Reformvorschlägen als exzeptionell erweisen. Als ein solches Modell der Zukunft sieht die Stiftung die **Graduate School of Social Sciences an der Universität Bremen** an – kurz: GSSS. Sie steht für ein gelungenes Konzept der vielfach geforderten Reform der Doktorandenausbildung hier zu Lande. Mit dieser vor vier Jahren eingeleiteten Strukturinnovation hat sich die Hochschule der Hansestadt seinerzeit an die Spitze dieser Bestrebungen gesetzt und eröffnet seither neue Wege bei der Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses. Rund



Doktoranden an der GSSS der Universität Bremen haben gut lachen: Sie profitieren von einem interdisziplinär und international ausgerichteten Qualifizierungsprogramm.

40 junge Doktorandinnen und Doktoranden der Sozialwissenschaften – derzeit aus knapp einem Dutzend Ländern – können in einem international ausgerichteten Qualifizierungsprogramm in drei Jahren promovieren. Unterstützt werden sie dabei von drei Junior- und rund 20 weiteren Professoren.

Angloamerikanische Graduate Schools haben bei der Gründung der GSSS Pate gestanden. Nach dem Vorbild der dortigen Research Universities wurden zwei Strukturelemente übernommen, die für deutsche Universitäten Neuland darstellen: Zum einen gibt es zügige Übergänge – so genannte *fast tracks* – von einschlägigen forschungsorientierten, teils internationalen Master-Studiengängen in das Promotionsstudium an der GSSS. Zum anderen wird die Promotionsphase durch die Einbindung der Doktoranden in Curriculum und Betreuungskonzept der Graduate School tatsächlich als dritte Stufe der wissenschaftlichen Ausbildung institutionalisiert. Und dieses Promotionsstudium kann neben dem deutschen Dokortitel auch mit einem Ph.D. abgeschlossen werden.

Seitdem die GSSS im Oktober 2002 eröffnet wurde, können sich Studierende aus aller Welt als „Fellows“ mit einem Projekt für die dreijährige Qualifizierungsphase bewerben. Zur Auswahl stehen ihnen für ihre Dissertation die Themenfelder „Transnationale Beziehungen und politische Theorie“, „Der moderne Wohlfahrtsstaat“ und „Lebenslauf-Forschung und sozialer Wandel“. Für jeden der Schwerpunkte gibt es ein spezielles Kursprogramm, besonderer Wert wird zudem gelegt auf die Ausbildung in quantitativen und qualitativen Methoden. Die Direktorin Professor Dr. Karin Gottschall macht sich für diese Strukturreform stark: „Sicher gibt es verschiedene Wege zur Promotion. Doch wir wissen inzwischen, dass die isolierte Einzelarbeit oder die Mitarbeit in einem Forschungsprojekt oder an einem Lehrstuhl auch Nachteile hat. Selbst die Teilnahme an einem Graduiertenkolleg führt nicht immer zum Erfolg“, stellt sie fest. „In unserer Graduate School nun verknüpfen wir international erprobte Strukturelemente und unterstützen intelligente Einzelprojekte ebenso wie konzertierte Forschung – durch intensive Betreuung, ein fachlich fokussiertes Curriculum, frühe Qualifizierung für selbstständiges Forschen und systematische internationale Vernetzung.“ Das School-Prinzip heißt auch: Die Fellows verfügen über eigene Räume und arbeiten eng mit den zuständigen Juniorprofessorinnen zusammen. Also kein weit entfernter Doktorvater mit wenig Zeit, sondern ein kurzer Draht zu allen Ansprechpartnern.



Für die VolkswagenStiftung sei wichtig gewesen, dass die GSSS Kriterien wie wissenschaftliche Exzellenz, konzentrierte Nachwuchsförderung und Studierendenbetreuung über das gewohnte Maß erfülle, sagt Dr. Marcus Beiner, verantwortlicher Projektbetreuer bei der Stiftung. Auch für die Direktorin entscheidet sich die aktuelle Qualitäts- und Reformdiskussion gerade auf der Ebene der Doktorandenausbildung: „Uns unterscheiden sich genau in dieser Etage!“ Natürlich gilt das auch für den Anspruch an Interdisziplinarität und Internationalität. Diese Qualitäten des forschungsbezogenen Promotionsstudiums an der GSSS werden einerseits gewährleistet durch die Beteiligung namhafter Forschungseinrichtungen der Universität Bremen – dem Zentrum für Sozialpolitik, dem Institut für Interkulturelle und Internationale Studien, dem Institut für Empirische und Angewandte Soziologie und seit 2002 dem Sonderforschungsbereich „Staatlichkeit im Wandel“ –, zum anderen durch Kooperationen mit Partneruniversitäten in Nordamerika, Großbritannien, Italien, Skandinavien, den Niederlanden und der Türkei. Ein überzeugendes Konzept mit hohem Qualitätsanspruch; eine Strukturinnovation, die Erfolg versprechend ist und bundesweit Modellcharakter hat.

Die GSSS, von der VolkswagenStiftung mit rund 1,8 Millionen Euro gefördert, ist beispielhaft für ein „Projekt“, das als Modell über den üblichen Lehr-, Ausbildungs- und Forschungsbetrieb hinausweist. Somit ist sie auch beispielgebend für die Initiative „Hochschule der Zukunft“. Dies gilt gleichermaßen für das **International Center for Graduate Studies (ICGS)** an der Universität Hamburg, von der Stiftung mit rund 500.000



Zentrales Element des Reformstudiengangs Medizin der Humboldt-Universität Berlin ist das Trainingszentrum für ärztliche Fertigkeiten, das viel Praxis ins Studium bringt.

an der Fudan University in Shanghai. Die Unterrichtssprache ist Englisch, und wer die Prüfung besteht, erwirbt sowohl den in Europa gängigen Titel Master of Arts in Wirtschaftswissenschaften als auch den in Übersee gefragten Master of Business Administration. Initiator des Programms ist Professor Dr. Wilhelm Pfähler. „Hamburg ist das China-Tor für Europa“, sagt der Inhaber des Lehrstuhls für Wirtschaftspolitik und Industrieökonomik an der Universität Hamburg, „und für ganz Europa wird China als Wirtschaftsraum immer wichtiger.“ Doch eine Ausbildung im postgradualen Bereich, die den Blick gerade darauf richte, habe bislang gefehlt. Pfähler hat langjährige Erfahrung mit China. Seit über zehn Jahren unterrichtet er an der China Europe International Business School (CEIBS) in Shanghai, deren Executive MBA-Programm sich in Rankings immer wieder unter den Top 20 weltweit behaupten kann.

Euro unterstützt. So wie die GSSS für Bremen, ist das ICGS für Hamburg ein Aushängeschild des Hochschulstandorts im Umbruch. Rund 120 junge Menschen studieren derzeit am Graduiertenzentrum der Universität. Das ICGS bietet Masterstudiengänge mit internationaler Ausrichtung und Kurzprogramme für Fach- und Führungskräfte an, die Nachwuchstalente aus aller Welt in die Elbmetropole locken sollen. Etabliert ist inzwischen etwa der von der Fachwelt sehr positiv aufgenommene „Master/MBA International Business and Economics (MIBE) – China Focus“, der im Oktober 2004 angelaufen ist. Im Bereich der Rechtswissenschaften setzt seit Oktober 2005 das LL.M.-Programm „Asian-European Business Transactions“ neue Akzente; es entstand in Zusammenarbeit mit der Hanseatischen Rechtsanwaltskammer. Und im Oktober 2006 wird das ICGS sein Ausbildungsportfolio um zwei weitere attraktive Angebote erweitern, die ebenfalls von renommierten Partnern mitgetragen werden: das Programm „LL.M. European and Transnational Media and Telecommunications Law“ – entwickelt mit dem Hamburger Bredow-Institut für Medienforschung und der kanadischen York University in Toronto – und das gemeinsam mit der Universität St. Petersburg und der Andrassy-Universität in Budapest durchgeführte Masterprogramm „Europäisches Wirtschaftsrecht und Management“.

Bleiben wir beim „MIBE China Focus“. Dessen Initiatoren verfolgen mit dem Angebot das Ziel, Spezialisten auszubilden, die sich in komplexen Wirtschaftskontakten mit China bewähren. Im ersten Jahrgang studieren derzeit 35 angehende Ostasienexperten aus zwölf Ländern acht Monate in Hamburg und drei

Der erste Jahrgang setzt sich rund zur Hälfte aus chinesischen Studierenden zusammen, die übrigen kommen aus Thailand, Mexiko, Polen, Spanien, den USA und der Türkei – nur vier Deutsche zählen zur Gruppe der ersten Stunde. Dass Teilnehmer aus aller Welt sich gemeinsam auf Führungsaufgaben in China vorbereiten können, ist für ICGS-Geschäftsführer Dr. Udo Thelen ein Qualitäts- und Alleinstellungsmerkmal des Angebots: „Wir haben bundesweit das einzige Programm, das dies bietet!“ Damit das Niveau mit dem Anspruch Schritt hält, sind die Initiatoren auch bei der Auswahl der Dozenten – von den derzeit beteiligten 14 Professoren kommen je sechs aus China und Deutschland und je einer aus Kanada und England – sehr wählerisch. Voraussetzung war ein China-Bezug in Forschung, Lehre und eigener Beratungstätigkeit sowie Erfahrung in der MBA-Ausbildung. „Der hohe Anspruch an Internationalität und Interdisziplinarität zeichnet die Angebote des ICGS aus“, meint auch Stiftungs-Generalsekretär Wilhelm Krull. Gerade das MIBE-Konzept nutze die fachliche Vielfalt der Universität Hamburg und des benachbarten renommierten Instituts für Asienkunde, indem neben den Wirtschaftswissenschaftlern eben unter anderem auch die Orientalisten und Asienkundler eingebunden seien. „Die Universität Hamburg weist damit einen Weg der Internationalisierung des Studienangebots, der in ähnlicher Weise für andere große Universitäten in Deutschland gangbar sein könnte“, fügt er hinzu.

Das Beispiel ICGS zeigt, dass es der Stiftung mit ihrer Initiative „Hochschule der Zukunft“ um explorative – und durchaus auch riskante – Vorhaben geht, für die keine Vorbilder oder



Sie haben China im Fokus – die Studierenden des innovativen Masterstudiengangs am ICGS der Universität Hamburg. Die Ausbildung der jungen Ostasienexperten erfolgt in Kooperation mit der Fudan-Universität Shanghai.

Muster existieren und die später gegebenenfalls von anderen Hochschulen oder Fördereinrichtungen aufgegriffen werden können. Dabei ist der Experiment- und Pilotcharakter stets von besonderer Bedeutung. Dies zeigt auch das dritte Beispiel, das von der VolkswagenStiftung mit rund 1,1 Millionen Euro geförderte **Trainingszentrum für ärztliche Fertigkeiten** (kurz: TÄF) an der Charité – Universitätsmedizin Berlin. Das TÄF ist zentrales Element des 1999 an der Humboldt-Universität Berlin ins Leben gerufenen Reformstudiengangs Medizin. Deren Initiatoren haben sich zum Ziel gesetzt, fingerfertige Ärzte zu entlassen, die nicht erst am Patienten üben müssen. Sechs Jahre nach dem Startschuss zieht nun der Studiengang samt zugehörigem Trainingszentrum eine positive Bilanz.

„Ich weiß nicht, ob aus den Studenten am Ende bessere Ärzte werden“, meint TÄF-Initiator Professor Dr. Dieter Scheffner mit Blick auf „seinen“ Nachwuchs, „aber es werden in jedem Fall andere Ärzte.“ Das Berliner „Reform-Medizinstudium“ ist gänzlich anders strukturiert als die herkömmliche Ausbildung. Während im Regelstudiengang in den ersten Semestern vor allem vorklinische Fächer wie Physik oder Chemie gelehrt werden und einzig der Sezierkurs Kontakt mit „Patienten“ bietet, stehen bei den Reformern von Anfang an vorklinische und klinische Fragestellungen auf dem Lehrplan – fächerübergreifend und problemorientiert im Gegensatz zum herkömmlichen Fächerkanon. Die angehenden Ärzte lernen vor allem das, was häufig, dringlich und exemplarisch wichtig ist; alles Unnötige wurde aus dem Studienplan entfernt. Gearbeitet wird zudem in Kleingruppen – auch das ein wesentliches Charakteristikum. Ein Tutor leitet die Erstsemester an. Vorlesungen mit über hundert Teilnehmern gibt es nicht, das wenig geschätzte Physikikum ist durch studienbegleitende Leistungskontrollen ersetzt. Entscheidend für die Studierenden ist das Feedback. Aufklärungs- und Therapiegespräche werden aufgezeichnet oder auch durch eine besondere Glasscheibe beobachtet. Ganz wichtig ist der respektvolle Umgang mit den Patienten. „Und den kann man lernen“, meint Professor Dr. Walter Burger, Nachfolger des inzwischen emeritierten Dieter Scheffner. Im TÄF gibt es sogar ganz besondere Patienten; Patienten, die eigens zum Zwecke der Ausbildung geschult werden. Sie täuschen vor, ungewollt schwanger zu sein,

sie „leiden“ unter anderem an Bauch- oder Gelenkschmerzen, Atemnot oder psychosomatischen Störungen. Tutoren bereiten die Simulationspatienten, meist Schauspieler oder Menschen aus sozialen Berufen, denen die Ausbildung der Mediziner am Herzen liegt, auf ihre Rollen vor.

Natürlich: Ein solches Lehrprogramm ist zwangsläufig immer im Wandel begriffen, und auch das Trainingszentrum entwickelt sich weiter. Unstrittig ist, dass das Angebot eine längst überfällige Auffrischung für die vor kurzem noch arg blutleere Mediziner Ausbildung in diesem Land darstellt – und dies bestärkt die Stiftung auch im Nachhinein in ihrer Entscheidung, das Vorhaben seinerzeit in die Förderung genommen zu haben. Und so wird auch ein weiteres Qualitätsmerkmal deutlich, dass grundlegend für eine Aufnahme in die Initiative „Hochschule der Zukunft“ ist: dass ein Projekt das Potenzial haben muss, eine nachhaltige Leistungssteigerung an der einzelnen Hochschule zu bewirken – und dass es über diese ins Land ausstrahlen sollte.

„Hochschule der Zukunft“: Die beschriebenen Projekte haben deutlich werden lassen, was dieses Angebot ausmacht. Darüber hinaus initiiert die VolkswagenStiftung aber ihrerseits auch Studien und Workshops, mit denen sich im Spannungsfeld von Kooperation und Konkurrenz sowohl der fachliche Austausch einschlägiger Experten und Praktiker stimulieren als auch über ein Benchmarking der Wettbewerb zwischen den Hochschulen anregen lässt. Ein solches Symposium zu „Leistungsfähigkeit durch Eigenverantwortung“ – und damit schließt sich der Kreis – fand Anfang September 2005 in Bonn statt. Hier diskutierten Experten die gegenwärtigen und künftigen Herausforderungen für das Wissenschaftssystem dieses Landes. So schließt sich der Kreis natürlich doch nicht, denn die Diskussion darüber geht weiter. Und man darf gespannt sein, wie die deutsche Hochschul- und Forschungslandschaft in einigen Jahren aussieht. Die VolkswagenStiftung jedenfalls wird nicht zuletzt über die Förderung solcher Modellvorhaben ihren Teil dazu beitragen, dass die Studien-, Lehr- und Forschungsbedingungen in Deutschland attraktiver werden.

Christian Jung

Ein Netzwerk für die Sicherheit Europas

Neue Ideen für eine gemeinsame Außen- und Sicherheitspolitik: eine Initiative dreier großer europäischer Stiftungen

Sicherheitspolitik und Stiftungen haben eines gemeinsam: Sie galten lange als nationales Thema mit eher nationaler Reichweite. Eine Initiative der VolkswagenStiftung mit zwei europäischen Partnern ändert das. Im Verbund haben die drei das erste koordinierte Forschungs- und Ausbildungsprogramm zu einer gemeinsamen europäischen Außen- und Sicherheitspolitik (GASP) auf den Weg gebracht. Den geförderten Jungforscherinnen und Jungforschern ist die nationale Brille ohnehin fremd – sie sind in Europa zu Hause.

Zum Beispiel Claudia Major. Sie hat als Deutsche in Lyon ihr Vordiplom abgelegt, studierte in Paris sowie Berlin und arbeitet nun in Birmingham an ihrer Doktorarbeit. Vorübergehend lebt die 29 Jahre alte Politikwissenschaftlerin allerdings in Paris – aber auch dort ist sie manchmal schwer zu erreichen, führt sie doch häufig Gespräche in Brüssel. Die junge Forscherin ist damit längst internationaler als der Gegenstand ihrer Forschung: die Außen- und Sicherheitspolitik, die bis heute weitgehend Domäne einzelner Staaten ist. Wie sich daneben Europa als Akteur entwickelt, möchte Major in den kommenden zwei Jahren bei Gesprächen und mit Aktenstudium in Brüssel, Paris und Berlin herausfinden. Dabei hilft ihr die bislang einmalige Initiative dreier europäischer Stiftungen: Die VolkswagenStiftung, die Compagnia di San Paolo in Turin und der Riksbankens Jubiläumssfond in Stockholm wollen von 2005 bis 2009 insgesamt 80 bis 100 junge Wissenschaftler und Praktiker aus verschiedenen Ländern fördern, die das Thema wie Claudia Major aus einer besonderen Perspektive in den Blick nehmen.

Die Wissenschaftlerin und 25 weitere Frauen und Männer sind der erste Förderjahrgang, ausgewählt bei einer internationalen Konferenz im Januar dieses Jahres in Berlin. Die drei Stiftungen unterstützen die 26 Forschungsvorhaben mit insgesamt rund 900.000 Euro. Schon nach wenigen Monaten profitiert Major von dem Programm, nicht nur, weil sie sich ohne die 44.000 Euro für ihr Projekt die Vor-Ort-Recherche gar nicht leisten könnte. Viele Verantwortliche schweigen, wenn Major nach dem Einfluss fragt, den etwa Deutschland, Großbritannien oder Frankreich auf die europäische Außen- und

Sicherheitspolitik nehmen. „Außenpolitik ist ein sehr sensibles Gebiet“, hat sie festgestellt. Die Aufnahme ins Programm bekannter Stiftungen jedoch beeindruckt die Gesprächspartner – und öffnet Türen und Akten. „Das hilft auf jeden Fall“, sagt Major.



Zur Erforschung der Außen- und Sicherheitspolitik in Europa unterwegs: Claudia Major

Eine Erfahrung, die auch Alessandra Nervi macht, seitdem sie die Politik der Europäischen Union gegenüber den Nachbarn im Osten erforscht. „Vieles ist geheim“, sagt die gebürtige Italienerin. Vor allem die Protokolle des EU-Ministerrates seien für gewöhnlich schwer zugänglich. Doch der Verweis auf die Stiftungen habe die Recherchen den entscheidenden Schritt vorangebracht. Nervi wuchs in Deutschland auf, studierte hier und ging dann in die USA, kam wieder zurück und übernahm



Damit öffnete sich die entscheidende Lücke für die Stiftungen: „Wir wollen Pilotfunktion übernehmen und auf diesem Gebiet zusammenarbeiten“, betont Schmidt. Da traf es sich gut, dass mit Partnern aus Deutschland, Italien und Schweden gleich das „alte“, „neue“ und „neutrale“ Europa Interesse zeigte. In der entscheidenden Phase der Programmplanung

in Berlin eine leitende Position beim German Marshall Fund. Nun promoviert sie an der Universität Trier, besucht aber zunächst ein Institut in Oslo, um „von außen“ auf die EU-Sicherheitspolitik zu schauen. „Das ist jetzt noch einmal eine ganz neue Perspektive für mich“, freut sie sich. Der internationale Lebenslauf und das transnationale Interesse sind typisch für die Teilnehmer. Nervi ist dabei eine von bislang drei Geförderten, die nicht aus der Wissenschaft, sondern aus dem Beruf, also aus der Praxis kommen. „Endlich ein Programm für mich“, sagt die 34-Jährige. Für sie eröffnet es die seltene Chance, aus dem Job in die Wissenschaft zurückzukehren und eine Doktorarbeit zu schreiben.

belegten die Terroranschläge von Madrid schließlich die Notwendigkeit einer europäischen Perspektive.

Nervi, die durch ihre Aufgaben beim German Marshall Fund Stiftungsarbeit kennt, schätzt das von den drei Partnern geknüpfte Netz über Grenzen hinweg. „Es gibt sehr wenig europaweite Stiftungsarbeit“, sagt sie. Dies zu ändern, war ein Motiv der VolkswagenStiftung, als diese vor zwei Jahren begann, die Initiative zu planen. Bis dahin war Stiftungsarbeit in etwa so international wie die Außen- und Sicherheitspolitik der Europäischen Union. Es habe Gespräche zwischen Spitzenvertretern gegeben, erläutert Programmkoordinator Dr. Alfred Schmidt von der VolkswagenStiftung, „aber wir haben wenig gemeinsam gemacht“. Doch den nationalen Stiftungen blieben zwei Trends in Brüssel nicht verborgen: Zum einen strebte die EU danach, neben industrienaher Forschung die Geistes- und Sozialwissenschaften mehr zu fördern; zum anderen nahm sie das Stiftungsrecht ins Visier. „Da wollten wir zeigen, welchen Beitrag wir leisten können“, sagt Schmidt.

Unbestritten sinnvoll, stellte die erste Kooperation dieser Art Schmidt und seine Kollegen dann vor allem vor praktische Probleme: Schweden kennt keine Stipendien wie Deutschland, Italien wollte international nicht höhere Beträge vergeben als national. Und wird Geld an Empfänger in Belgien überwiesen, zieht das dortige Finanzamt erst einmal Steuern ab. „Wie perfekt bekommt man das hin?“, fragten sich Schmidt und seine Partner. „Das hatte etwas von einem europäischen Integrationsprozess.“ Ergebnis: Die drei Stiftungen verzichteten auf eine teure Bürokratie, man einigte sich in einem knappen Papier auf die Grundregeln. Jeder der drei Partner betreut einige der ausgewählten Teilnehmer. Bei der ersten Runde stand der Briefkasten für Bewerbungen bei der VolkswagenStiftung in Hannover, bei Runde zwei steht er in Stockholm.

Das Thema gemeinsamer Außen- und Sicherheitspolitik bot sich an: In der Theorie gibt es ein im Vergleich zu anderen Politikfeldern noch eher bescheidenes Angebot; in der Praxis spaltete der Irak-Krieg Europa. Es ging das Rumsfeld-Wort vom neuen und alten Europa durch die Medien. Ein Top-Thema für die Wissenschaft, von dem EU-Institutionen und Staaten wegen der politischen Brisanz aber lieber die Finger ließen.



Auch Alessandra Nervi hat sich erfolgreich um eine Förderung ihres Vorhabens beworben.

Internationale Perspektiven dominierten die „Young Faces Conference“ zu Beginn des Jahres 2005, bei der sich junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler um Stipendien des Forschungs- und Ausbildungsprogramms der drei Stiftungen bewerben konnten.

Für den Generalsekretär der VolkswagenStiftung, Dr. Wilhelm Krull, verbindet sich mit dem Programm der Anspruch, zunehmend auf internationaler Ebene Impulsgeber zu sein – und das Ziel einer stärkeren Verzahnung von Wissenschaft und Praxis. Die jungen Teilnehmer sollen über die eigene nationale Perspektive hinaus Denkweisen für Außen- und Sicherheitspolitik entwickeln. Für die Nachwuchsforscher mit ihren internationalen Lebensläufen und Abschlüssen nichts Ungewöhnliches. Die 26 Teilnehmer der ersten Runde wählten neun verschiedene Gastländer. Auch Fachgrenzen überwinden sie: Die Mehrzahl der Doktoranden und Post-Doktoranden sind Politik- oder Europawissenschaftler, aber auch drei Sozialwissenschaftler, ein Ökonom und ein Jurist sind dabei. Fragen nach der nationalen Brille gehen bei Biografien wie der von Alessandra Nervi oder Claudia Major ins Leere.

Auch bei Stephanie Claudia Hofmann ist der alte Blick auf die Verteidigungs- und Sicherheitspolitik schon vom Lebenslauf her ausgeschlossen. Die 28 Jahre alte Deutsch-Französin ist Doktorandin an der Cornell University in den USA; sie forscht mit Hilfe der Förderung bei der Stiftung Wissenschaft und Politik in Berlin und wird von dort nach Paris, London und Brüssel fahren. Hofmann will herausfinden, ob Europa Zähne zeigt und wie scharf diese sind. Bedeutet die Parallelentwicklung zur Nato, dass deren Prestige und Macht in Frage gestellt werden? Die Politik mag sich streiten – unter den Teilnehmern der Stiftungsinitiative wird vorbildlich kooperiert. „Wir haben eher nach Gemeinsamkeiten gesucht als nach Unterschieden“, berichtet sie von den Treffen. „Es wurden gleich Kontakte geknüpft.“ Nach dem Auftakt in Berlin gab es Ende September 2005 eine sechstägige Herbstkonferenz in Budapest, bei der die jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler erste Ergebnisse, Thesen und Forschungsprojekte diskutierten.

Für Claudia Major bewirkt die Initiative auch, dass die Ansichten der Teilnehmer über Geschichte, Zustand und Zukunft der europäischen Außen- und Sicherheitspolitik mehr Gewicht in der öffentlichen Debatte erhalten. „Wenn eine Veröffentlichung von Wissenschaftlern aus mehreren Ländern unterschrieben wird und überall erscheint, führt das nicht nur Ideenreichtum zusammen, sondern bringt auch eine größere Reichweite mit sich“, sagt sie. Das Programm biete für solche Kontakte einen Rahmen. Mit Kollegen aus der Initiative hat sie bereits bei einer internationalen Konferenz einen eigenen Themenblock gestaltet. „Für mich ist schon jetzt klar: Ich



komme durch den Austausch mit den anderen spürbar voran“, sagt sie. So ist über die offiziellen Begegnungen hinaus ein Zusammenhalt entstanden, der nach Wunsch der Geförderten später als Netz von Kontakten und Wissen fortbestehen soll. „Wir alle haben gemerkt: Die Teilnahme an dem Programm ist eine Visitenkarte“, fasst Major noch einmal zusammen. Und sie vertraut mit den anderen Geförderten darauf, dass „ein europäischer Lebenslauf und ein europäisches Programm auch auf dem europäischen Arbeitsmarkt helfen“ sollten.

Frank van Bebber



FÖRDERANGEBOT GESELLSCHAFTLICHE UND KULTURELLE HERAUSFORDERUNGEN

- ⇒ *Zukunftsfragen der Gesellschaft – Analyse, Beratung und Kommunikation zwischen Wissenschaft und Praxis:*
 - *Studiengruppen zu Migration und Integration*
 - *Brückenprogramm zwischen Wissenschaft und Praxis in der Transformation des Sozialstaates*
 - *European Foreign and Security Policy Studies*
- ⇒ *Innovationsprozesse in Wirtschaft und Gesellschaft*
- ⇒ *Schlüsselthemen der Geisteswissenschaften*

Zuwanderung als Chance sehen

Mit ihren „Studiengruppen zu Migration und Integration“
fördert die VolkswagenStiftung auch den Integrationsprozess

Der 18-jährige türkische Offizierssohn Vural Öger kommt im Jahr 1960 aus Istanbul nach Berlin. Nach Abschluss seines Ingenieurstudiums hat er in einer Hamburger Kneipe eine Idee: Er will einen Reisedienst gründen, der türkische Gastarbeiter billig in die Heimat fliegt. Schon nach wenigen Jahren wächst das Unternehmen aus dieser Nische heraus. Heute ist die in Hamburg ansässige Öger-Gruppe der führende Türkei-reisen-Anbieter Europas und der fünftgrößte Reiseveranstalter Deutschlands – mit über einer Million Passagieren im Jahr, einem Umsatz von 639 Millionen Euro und Arbeitsplätzen für 300 Mitarbeiter. Als Beitrag zur Völkerverständigung hat der sechssprachige Öger eine deutsch-türkische Stiftung gegründet. Im Jahr 2004 wurde er als Abgeordneter für die Hamburger SPD ins Europa-Parlament gewählt.

Solche Erfolgsgeschichten sind rar hier zu Lande. Aber warum? Auf der Suche nach Gründen für die schleppende Integration von Migranten in Deutschland pendelt die Debatte in Medien, Öffentlichkeit und Politik oft besorgt und emotional zwischen PISA-Schock, Kopftuchfrage und Gettoisierungsbefürchtungen. Nicht wenige hiesige Politiker und Medien sehen durch Migration die staatliche Souveränität herausgefordert und die Wohlfahrtsstaatlichkeit in Frage gestellt. An so manch heimischem Stammtisch kursiert die Parole: „Die Ausländer nehmen uns die Arbeitsplätze weg!“

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts ist Migration eine der wesentlichen Herausforderungen, denen sich „Europa“ gegenüber sieht. Erst seit wenigen Jahren setzt sich in Deutschland allmählich die Einsicht durch, dass Migration ein normales und dauerhaftes Element der modernen Gesellschaft ist. In dieser Umbruchphase ist auch die Wissenschaft gefordert. Die VolkswagenStiftung hat Forscher daher aufgefordert, sich im Rahmen der Stiftungsinitiative „Zukunftsfragen der Gesellschaft – Analyse, Beratung und Kommunikation zwischen Wissenschaft und Praxis“ mit dem Thema auseinander zu setzen. Seit Frühjahr 2005 unterstützt sie acht „Studiengruppen zu Migration und Integration“, die über eine praxisorientierte, empirische Grundlagenforschung letztlich zu einer erfolgreichen Migrationspolitik beitragen und die öffentliche Debatte versachlichen wollen.

Das Projekt „Kulturelle Vielfalt, Integration und Wirtschaft“ unter der Leitung von Professor Dr. Thomas Straubhaar vom Hamburgischen WeltWirtschaftsinstitut (HWWI) wird von der Stiftung mit 800.000 Euro gefördert. Die über zwanzig beteiligten Forscherinnen und Forscher kommen aus den Bereichen Ökonomie, Soziologie, Politologie sowie Jura und arbeiten an wissenschaftlichen Einrichtungen in England, Deutschland und Italien. Sie wollen ermitteln, unter welchen Bedingungen sich das ökonomische Potenzial, das Wissen, die Fähigkeiten und die Netzwerke von Migranten optimal entfalten. Aus den Befunden wird die Gruppe Politikempfehlungen ableiten und Anregungen zur Information der Öffentlichkeit über die wirtschaftliche Integration von Migranten geben. Um die Praxisnähe dieser Empfehlungen zu gewährleisten, finden regelmäßige Treffen mit einem Beratergremium statt, in das unter anderem deutsche Politiker und Bildungsexperten berufen werden sollen.

„Migration wird in Deutschland noch zu selten als Chance gesehen“, meint Thomas Straubhaar, Direktor des HWWI. „Es besteht eine Tendenz zur Abwehrstrategie: Zuwanderer können häufig nur Tätigkeiten übernehmen, die als wenig zukunftsfähig gelten.“ Dabei belegten zahllose Beispiele, dass Migrantinnen und Migranten die Wirtschaft des Aufnahmelandes vorantreiben können. So gehe die erfolgreiche Schweizer Uhrenindustrie auf französische Hugenotten zurück, betont der gebürtige Berner. Auch das deutsche Wirtschaftswunder nach dem Zweiten Weltkrieg wäre ohne Zuwanderer nicht möglich gewesen.

Die Forscher werden empirische Untersuchungen für verschiedene europäische Regionen durchführen, um zu ermitteln, welche Faktoren und institutionellen Rahmenbedingungen den wirtschaftlichen Erfolg von Ein- und Zuwanderern fördern. Darüber hinaus interviewen die Sozialwissenschaftler des Teams Einwanderer in Großbritannien und Deutschland,





Dr. Holger Kolb (ganz rechts) vom IMIS Osnabrück bündelt die deutschen Aktivitäten innerhalb der Studien-Gruppe aus sieben Nationen. Mit im Bild Kollegen aus Spanien, Frankreich, den Niederlanden, Österreich und der Schweiz.

vor allem aus der Türkei. Ergänzt wird die Arbeit durch den Dialog mit solchen Institutionen und Verbänden, die Migranten beraten – etwa mit der Arbeitsgemeinschaft türkischer Unternehmer und Existenzgründer in Hamburg.

Ein Beispiel für das spezifische kulturelle und soziale Kapital von Einwanderern gibt die Politologin Tanja El-Cherkeh vom HWWI: Türkische Unternehmer unterscheiden sich von deutschen Geschäftsleuten durch eine ausge-

prägte Risikoneigung, besondere Kundennähe, eine oft größere Flexibilität im Betriebsalltag und bei Entscheidungen sowie durch einen stärkeren persönlichen und familiären Arbeits-einsatz. „Um den Gemüseladen von 7 bis 21 Uhr zu betreiben, arbeitet die ganze Familie mit“, sagt die Politologin. In Kombination mit den spezifischen Fähigkeiten deutscher Erwerb-stätiger könnten sich Erfolg versprechende, wirtschaftsfördernde Synergien ergeben. „Zuwanderung bringt gerade dann positive Entwicklungen“, sagt Studiengruppenleiterin Dr. Silvia Stiller, „wenn das einheimische Wissen und die einheimische Arbeitsweise durch die Fähigkeiten der Migranten ergänzt werden.“ Deshalb habe es wenig Sinn, von Einwanderern einseitige Assimilation zu verlangen, meint Straubhaar: „Es bietet sich eher das Salad-Bowl-Modell an: Man lässt die Unterschiede nebeneinander stehen und hofft auf eine intelligente Vermischung.“

„Die Integration der zweiten Migrantengeneration in Europa“ lautet das Vorhaben einer zweiten Studiengruppe, die die VolkswagenStiftung mit ebenfalls 800.000 Euro fördert. Daran sind über ein Dutzend Sozialwissenschaftler aus sieben Nationen beteiligt. Die deutsche Arbeitsgruppe leitet der 28-jährige Politikwissenschaftler Dr. Holger Kolb vom Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (IMIS) an der Universität Osnabrück. Bei diesem Projekt werden die Forscherinnen und Forscher des Teams zum einen anhand eines standardisierten Fragebogens je 250 Interviews mit 18- bis 35-jährigen Türken in acht europäischen Städten durchführen: in Berlin, Frankfurt, Paris, Straßburg, Amsterdam, Rotterdam, Wien und Zürich. Zum anderen interviewen die Wissenschaftler ebenso

Professor Thomas Straubhaar mit Mitgliedern seiner Arbeits-Gruppe am HWWI: Doktorandin Sabina Stelzig, Tanja El-Cherkeh M.A. und Ph.D Christina Boswell (von links)



viele junge Einheimische derselben Städte – als Vergleich und vor allem, um deren Verhältnis zu Einwanderern zu ermitteln.

„Zur zweiten Einwanderergeneration gibt es bisher wenig Forschungen“, sagt Kolb. „Unsere Studie ist nun die erste, systematisch komparative zur zweiten türkischen Zuwanderergeneration in Europa.“ Die Wahl sei deshalb auf türkische Migranten gefallen, weil sie in fast allen westeuropäischen Ländern leben. Derzeit strömten die Kinder der Einwanderergeneration aus der Nachkriegszeit in großer Zahl auf den Arbeitsmarkt. Daher biete sich eine Analyse der Integration dieser Jugendlichen zum jetzigen Zeitpunkt an.

Der standardisierte Fragebogen, den die Studiengruppe entwickelt hat, betrifft Bereiche wie Bildung, Arbeitsmarkt, Wohnen und Identität. Durch die Erhebung vergleichbarer Daten und deren gemeinsame Auswertung verspricht sich die internationale Studiengruppe Erkenntnisfortschritte, aus denen sich praktische Folgerungen ableiten lassen. Dabei befassen sich die Forscher vor allem mit dem Erziehungswesen. Sie betrachten sowohl die institutionellen Rahmenbedingungen – wie Ganz- oder Halbtagschule – als auch Maßnahmen, die speziell auf Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund zielen, beispielsweise die in den Niederlanden praktizierte staatliche Förderung religiöser Schulen. Eine weitere Besonderheit der Studie ist der lokale Fokus: „In der Migrationsdebatte gibt es bisher einen blinden Fleck“, betont Soziologe und Studiengruppenmitglied Dr. Maurice Crul vom Institut für Migration und Ethnische Studien an der Universität Amsterdam, „Unterschiede zwischen Staaten werden oft überschätzt, Unterschiede zwischen Städten dagegen unterschätzt.“

Die acht von der VolkswagenStiftung – mit insgesamt rund fünf Millionen Euro – geförderten Studiengruppen betreiben eine praxisnahe Integrationsforschung, die auch angesichts der Globalisierung unerlässlich scheint. „Migration ist eines der Zukunftsthemen überhaupt“, meint Wirtschaftsfachmann Straubhaar. So siedelten große, internationale Unternehmen sich heute bevorzugt dort an, wo es kulturelle Vielfalt, interkulturelle Kompetenz und Mehrsprachigkeit gebe – und wo Karrieren wie die von Vural Öger keinen allzu spektakulären Seltenheitswert haben.

Katharina Kramer

Die VolkswagenStiftung

Die VolkswagenStiftung ist eine gemeinnützige Stiftung privaten Rechts, sie fördert Wissenschaft und Technik in Forschung und Lehre. Die Geistes- und Gesellschaftswissenschaften werden ebenso unterstützt wie die Natur- und Ingenieurwissenschaften und die Medizin. Sie ist keine Unternehmensstiftung. Ihre Gründer sind die Bundesrepublik Deutschland und das Land Niedersachsen, die sie 1961 ins Leben riefen und mit einem Stiftungskapital von rund einer Milliarde Mark ausstatteten (aus dem Erlös der Privatisierung der Volkswagenwerk GmbH). Mittlerweile verfügt die Stiftung über ein Kapital von rund 2,3 Milliarden Euro, jährlich bewilligt sie bis zu 100 Millionen Euro. Seit ihrer Gründung hat sie inzwischen über drei Milliarden Euro für etwa 28.000 Projekte zur Verfügung gestellt. Besondere Aufmerksamkeit widmet die VolkswagenStiftung dem wissenschaftlichen Nachwuchs und der Zusammenarbeit von Forschern über disziplinäre und staatliche Grenzen hinweg.

duz SPECIAL

IMPRESSUM

**Beilage zur duz —
das unabhängige Hochschulmagazin,**
16.12.2005

Das duz SPECIAL erscheint im RAABE
Fachverlag für Wissenschaftsinformation
(Klett-Gruppe).

duz SPECIAL-Redaktion:

Dr. Wolfgang Heuser
E-Mail: w.heuser@raabe.de

**Herausgeber der
vorliegenden Ausgabe:**

VolkswagenStiftung

Redaktion:

Dr. Christian Jung

Korrektorat:

Cornelia Groterjahn, Hannover

Bildnachweis:

Bildarchiv der VolkswagenStiftung,
Institutsfotos und:

S. 2, 34 sternklar – Kommunikationsdesign,

Hamburg; S. 17 Pressestelle der LMU

München; S. 18 Manfred Grohe, Tübingen;

S. 19 Pressestelle der Stadt Tübingen;

S. 22/23 Pressestelle der Universität

Tübingen; S. 31 Harald Rehling, Bremen;

S. 38 Uwe Lewandowski, Osnabrück

Titelfoto: Dr. Gianaurelio Cuniberti,

Molecular Computing Group,

Universität Regensburg

Satz: ESM Satz und Grafik GmbH Berlin

Druck: Kessler Verlagsdruckerei, Bobingen